CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
59. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG Juni 2004

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
59. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG Juni 2004

Inhalt

Theodor Mommsen – Vortrag von Prof. Dr. Christian Meier 4
Projektreise nach Danzig, Warschau, Krakau und Auschwitz 25
Projektreise nach Sevilla 32
TEUS – Tallinn European Union Simulation 34
Vorstufenschüler im Ausland
Brasilien (Rio de Janeiro) 38
England (Teignmouth, Devon) 43
USA (Rochester, New York State) 47
Irland (Dublin) 50
Japan (Tokio) 54
Wales 61
Chronik vom 13. November 2003 bis 14. Mai 2004 64
Grußbotschaft der afghanischen Schule in Babak/Wardak 70
„Deutschbuch" – Unterrichtserfahrungen mit einem neuen Lehrwerk 72
Entwicklungen im Schulfach Mathematik 73
„Momo" – eine Aufführung des Kurses Darstellendes Spiel 78
„Russisch kommt" – Aktionstag am Christianeum 80
Künstlernachweis und Dank 81
Verein der Freunde des Christianeums – Bericht des Schatzmeisters 82
Literarisches Café: Programmvorschau August 2004 – Januar 2005 84

Redaktion: Ulf Andersen, Dagmar von Hurter, Bernhard Meier (verantwortl. Redakteur), Stefan Prigge, Marita Rainsborough, Carl J. Vielhaben · Anzeigen: Anke Meyer-Kotte
Redaktionsschluß: 14. Mai 2004

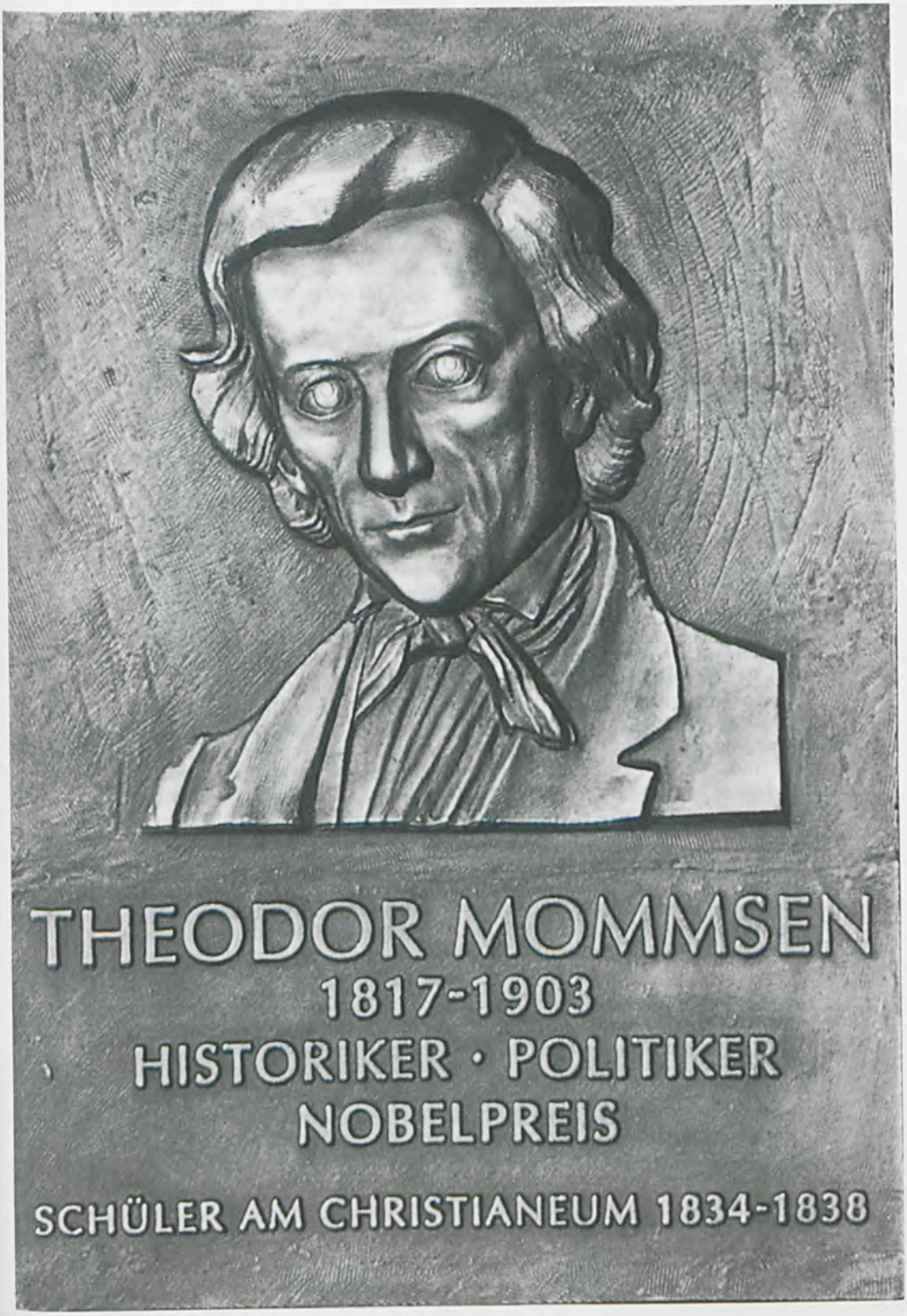
Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg
Telefon: 040/42 88 82 80 · Fax: 040/428 88 28 31
Internet: http://www.hh.schule.de/christianeum/
E-mail-Adresse: christianeum@chr.hh.schule.de

Bankverbindungen:
Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.
Dr. Klaus Henning Steinburger Str. 33 a, 22527 Hamburg
Hamburger Sparkasse (BLZ 200 505 50), Kto.-Nr. 1265/125 029

Vereinigung ehemaliger Christianeer V.e.C.
Detlef Walter, Wiedenthaler Bogen 3 g, 21147 Hamburg, Tel. 796 22 91
Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Kto.-Nr. 10780-207
Vereins- und Westbank Hamburg (BLZ 200 300 00), Kto.-Nr. 16078111

Herstellung: Hans Christians/Druckerei & Verlag, Hamburg,
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichten Faserstoffen Bilderdruckpapier 90g/m²

Abgabe an die Mitglieder kostenlos


THEODOR MOMMSEN
1817-1903
HISTORIKER · POLITIKER
NOBELPREIS
SCHÜLER AM CHRISTIANEUM 1834-1838

Theodor Mommsen

Bilanz und offene Fragen hundert Jahre nach seinem Tod

Liebe Mitschülerinnen und Mitschüler (wenn ich das, über ein gutes halbes Jahrhundert hin, sagen darf)

meine Damen und Herren.

Warum feiern wir Mommsen, der 1838 vom Christianeum abging? Was machte ihn so berühmt? Warum soll man seiner – noch – gedenken?

Gewiß: Er war ein großer Historiker, zunächst einmal als Geschichtsschreiber. Seine Römische Geschichte war das erfolgreichste Stück wissenschaftlicher Historiographie im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Ein Buch, das ihm als einzigem Geschichtsschreiber – außer Churchill – den Nobelpreis für Literatur brachte, 1902.

Gewiß auch: Er war einer der bedeutendsten (vielleicht darf man sagen: der gewaltigsten) Gelehrten des 19. Jahrhunderts. Als Historiker, Philologe, Sprachwissenschaftler, Rechtshistoriker, Epigraphiker, Numismatiker. Große Werke, wie das dreibändige Römische Staatsrecht und kleine Entdeckungen wie die, daß die „Schlacht im Teutoburger Walde" am Kalkriesen bei Osnabrück stattgefunden hat (was sich jetzt bestätigt), wären hier zu nennen.

Gewiß weiter: Er war einer der ersten großen Wissenschaftsorganisatoren, mit national und international weit gespannten wissenschaftlichen Verbindungen und sehr großem Einfluß. Für ihn zeugen die großen Sammlungen lateinischer Inschriften, von Münzen, Papyri, spätantiken Schriftstellern, das große Programm zur Erforschung des Limes (der alten Grenze des Römerreiches). Die Editionen, die er innerhalb dieser Sammlungen selbst erarbeitete, die kritischen Ausgaben der römischen Rechtsquellen zum Beispiel, waren und bleiben vorbildlich.

Aber – wen interessiert das heute noch außer der Altertums- und der Rechtswissenschaft und (inzwischen auch) den Wissenschaftshistorikern? Seine Wissenschaft, die Alte Geschichte, führt ein Aschenputteldasein; von der Antike ist wenig mehr die Rede; wer liest noch die Römische Geschichte? Ja, wer liest noch in der Römischen Geschichte? Wer benutzt das Staatsrecht noch außer zum Nachschlagen von diesem und jenem?

Immerhin mag man mit Respekt des aufrechten, streitbaren Bürgers und Parlamentariers, des Liberalen gedenken, der Theodor Mommsen auch war. Mehrfach war er Abgeordneter im preußischen Landtag, einmal auch im Reichstag. Mit Bismarck hat er sich angelegt, der hat ihn gar vor Gericht gezogen (mit einer Beleidigungsklage). Nicht zu vergessen, daß Mommsen sich seit dem Ende der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts mutig (wenn auch leider nicht sehr erfolgreich) gegen den damals aufsprießenden Antisemitismus ins Zeug gelegt hat.

Für sich genommen ist all dies, so läßt sich jedenfalls feststellen, großer Bewunderung wert. Entscheidend aber ist, daß all dies zusammen Mommsen weit über seine Fächer hinaus zu einem der großen Heroen deutscher (und auch internationaler) Wissenschaft macht. Deshalb hat sich dieses Leben voll geradezu übermenschlich anmutender Arbeitsleistung, voll Genialität, überhäuft von Anerkennung zu Lebzeiten – il gran Teodoro nannte man ihn in Italien – behaftet, mit großem Nachruhm so tief eingekerbt ins 19. und 20. Jahr-

hundert, daß sein Name noch heute einen guten Klang hat. Der Schneid und die Unbeugsamkeit seines politischen Engagements sind zwar erst nach dem II. Weltkrieg auf den gebührenden Respekt gestoßen, haben dem Nachruhm Mommsens aber zusätzliche Schubkraft verliehen.

Es hat daher durchaus seinen guten Sinn, dieses Mannes heute und gerade hier zu gedenken. Ich möchte aus dem Abstand eines Jahrhunderts eine Bilanz aufzustellen versuchen und einige Fragen benennen – in Hinsicht auf die Zukunft dessen, was er zu seiner Sache gemacht hat, seiner Wissenschaft also.

Thomas Mann hat das 19. Jahrhundert, dessen größten Teil Mommsens Leben ausfüllt, einmal „leidend und groß" genannt, hat von seiner „liberalen Anhänglichkeit an Vernunft und Fortschritt", von seinem „wissenschaftlichen Stolz" gesprochen, von dem er meinte, er würde „kompensiert, ja überwogen von seinem Pessimismus". „Damit aber hängt ein Zug und Wille zusammen zum großen Format, zum Standardwerk, zum Monumentalen und grandios Massenhaften – verbunden, merkwürdig genug, mit einer Verliebtheit in das ganz Kleine und Minutiöse". Er spricht von „Größe, und zwar einer düsteren, leidenden, zugleich skeptischen und wahrheitsbitteren, wahrheitsfanatischen Größe". „Welche Riesenlasten wurden damals getragen, epische Lasten, im letzten Sinne dieses gewaltigen Wortes – weshalb man dabei nicht nur an Balzac und Tolstoi, sondern auch an Wagner denken soll". Wollte man dieses Jahrhundert in einer Statue darstellen, so müßte sie eine „atlasmäßige moralische Muskelbelastung und -spannung aufweisen". Thomas Mann erinnert an den Auftrag, den das Domkapitel zu Sevilla dem Architekten der Kathedrale gegeben haben soll: „Bauen Sie uns solch einen Tempel, daß die künftigen Generationen sagen müssen, das Kapitel war närrisch, so etwas Außerordentliches zu unternehmen".

Der Essay, aus dem ich zitiert habe, war Richard Wagner gewidmet. Es ist kaum anzunehmen, daß Mommsen Thomas Mann bei seiner Abfassung vor Augen stand. Allein, was er da über dieses Jahrhundert sagt, paßt haargenau auch auf ihn. Der Zug zum Pessimismus indes vielleicht nicht, doch sollte man sich darüber nicht so sicher sein.

Jedenfalls besitzen wir ein bedeutendes Zeugnis der „leidenden, zugleich skeptischen wahrheitsbitteren, wahrheitsfanatischen Größe". Das ist Mommsens Testament. Dort steht nicht nur die berühmte Formel: „Mit dem Besten was in mir ist, bin ich stets ein animal politicum gewesen und wünschte, ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt". Vielmehr blickt Mommsen auch auf sein wissenschaftliches Werk voller Skepsis zurück: „Ich habe in meinem Leben trotz meiner äußeren Erfolge nicht das Rechte erreicht. Äußerliche Zufälligkeiten haben mich unter die Historiker und die Philologen versetzt, obwohl meine Vorbildung und auch wohl meine Begabung für beide Disziplinen nicht ausreichte, und das schmerzliche Gefühl der Unzulänglichkeit meiner Leistungen, mehr zu scheinen als zu sein, hat mich durch mein Leben nie verlassen".

Blickt man von heute auf sein Werk, so muß das als eine geradezu groteske Unterschätzung erscheinen. Es gibt in diesem so überaus fleißigen Jahrhundert vermutlich nicht viele Menschen, die eine solch unerhörte Arbeitsleistung vollbracht haben. „Arbeit haben Sie uns gelehrt, im wörtlichen Sinne und im

höhern: Sie haben uns gelehrt, das Leben durch Arbeit zu steigern und, wo es nötig, durch Arbeit zu bekämpfen", hat Adolf Harnack ihn in einer Festrede gerühmt. Nahezu pausenlos war er tätig, von wenig Schlaf unterbrochen. Der Tag hat 24 Stunden, soll er gelegentlich erklärt haben, und wenn das nicht ausreicht, muß man die Nacht dazunehmen. Ungeheuer viel hat er sich vorgenommen und fast alles vollendet. Seine Werke füllen ganze Meter auf dem Bücherregalen. Heute könnten Althistoriker sehr stolz sein, wenn sie auch nur ein Zwanzigstel davon auf die Waagschale ihrer Lebensleistung zu legen hätten, „Kümmerlinge", die wir sind (wie Alfred Heuß, der ihm am ehesten Kongeniale unter den Althistorikern des 20. Jahrhunderts, das ausgedrückt hat).

Wie kommt Mommsen dazu, mit sich derart unzufrieden zu sein? Wollte er noch mehr? „Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug getan", heißt es bei Goethe, und Mommsens Freund Jacob Bernays schrieb ihm einmal: „Doch Menschen wie Sie nehmen den Spruch: nil actum reputans si quid superesset agendum buchstäblich und so ist ihnen denn auch nicht weiter zu helfen". Doch sollte man es vielleicht nicht nur psychologisch nehmen. Könnte es sein, daß sich in diesen Worten zugleich eine tiefere Problematik ausspricht, eine Problematik nicht nur Mommsens, sondern seiner Zeit, speziell, doch nicht ausschließlich, der Wissenschaft seiner Zeit?

Ich möchte im Folgenden zunächst ein Stück weit seinem Lebensweg folgen, der in bemerkenswerter Konsequenz Verwirklichung eines früh gefaßten Plans war. Sodann möchte ich die große Abweichung von diesem Weg zu charakterisieren suchen, die Römische Geschichte, durch die Mommsen in weiten Kreisen der Gesellschaft (und in vielen Ländern) bekannt und berühmt geworden ist. Sein Bestes und sein Eigenstes habe er in dieses Buch gelegt, schreibt er 1856 in einem Brief. Die Fragen, die sich im Hinblick auf diesen Mann und sein Werk heute ergeben, bilden dann den Schluß.

Am Anfang war das holsteinische Pfarrhaus, in dem die Familie ein nur sehr knappes Auskommen hatte. Der Vater hatte sich um die Bildung der Söhne zu kümmern, was er mit bemerkenswertem Erfolg getan hat. Er muß ihnen aber auch den Willen eingepflanzt haben, sich durch Leistung möglichst hervorzutun, weil anders kein rechtes Weiterkommen war, ganz konkret: weil man Stipendien für das Studium brauchte.

Es folgten die Schuljahre am Christianeum, dann das Studium der Jurisprudenz in Kiel von 1838 bis 1843, relativ sehr lang für damalige Verhältnisse (und zumal für einen recht mittellosen Studenten), aber sein Studium war breit angelegt, schloß die lateinische Philologie ein, und dank kleinerer Arbeiten zur römischen Geschichte und zum römischen Recht konnte er einen Teil davon durch Stipendien finanzieren.

Frühzeitig hat sich in Mommsen eine starke Neigung, vielleicht muß man geradezu sagen: eine Leidenschaft geregt zu wissenschaftlicher Arbeit. Im Recht (worunter in seinem Fall zumal das Römische zu verstehen war), bald aber auch in Philologie und Geschichte. Das konvergierte insofern, als er sich

sehr für das, was er das Römische Staatsrecht nannte, interessierte. Sein faszinierender Lehrer und Freund, der um nur vier Jahre ältere Professor Otto Jahn brachte ihm den Gedanken einer Sammlung lateinischer Inschriften, und zwar besonders der Texte von Gesetzen und Senatsbeschlüssen nahe.

Die Möglichkeit zur Verwirklichung dieses Plans schien sich ihm zu eröffnen, als er bald nach dem juristischen Doktorexamen das Reisestipendium des dänischen Königs verliehen bekam. Eine wundervolle Einrichtung: Zwei Jahre nach eigenem Willen in der Welt herumzufahren, ohne spezielles Projekt, nur um Studien zu treiben (und sich von ihnen treiben zu lassen)!

In Italien faßte Mommsen, nicht zuletzt aufgrund der Ratschläge des gelehrten Grafen Bartolomeo Borghesi, der in San Marino lebte, den Plan einer systematischen Sammlung lateinischer Inschriften, und zwar aufgrund von Autopsie. Borghesi riet ihm, sich zunächst ein begrenztes Gebiet vorzunehmen, die Inschriften des Königreichs Neapel – um die Vorzüge der Methode an einem Exempel aufzuweisen. Damit war Theodor Mommsen auf der Bahn, die er bis zu seinem Tod weiterverfolgen sollte. Als Jurist sei er nach Italien gegangen, als Historiker zurückgekommen, hat er später festgestellt.

Wie sehr er nicht nur mit Herz und Hand, sondern mit seinem scharfen, zupackenden, von Fragen und Plänen erfüllten Verstand sofort bei der Sache war, zeigt sich nicht nur in den Arbeiten, die er in kurzer Zeit fertigstellte, sondern auch an einer bezeichnenden Begebenheit: Der alte Graf Borghesi mußte sich nach den Gesprächen mit ihm regelrecht einige Tage erholen. So anstrengend war das.

Was von einem Epigraphiker zu erwarten ist, hat Otto Jahn einmal sehr genau formuliert: „Das Abschreiben von Inschriften, welches der oberflächlichen Beurteilung als eine mechanische, nicht sonderlich schwierige Tätigkeit erscheinen mag, erfordert nicht allein scharfe und geübte Augen, sondern eine angespannte Aufmerksamkeit, bei welcher Beobachtung und Kombination sich fortwährend kontrollieren. Denn wer des Verständnisses nicht mächtig ist, der wird die Züge nicht erkennen, die er entziffern soll, und wiederum darf ein vorausgesetztes Verständnis das Auge nicht im voraus gefangennehmen. Umfangreiche, nur zum Teil wohlerhaltene Inschriften mit Zuverlässigkeit abzuschreiben ist eine Leistung, welche außer großer Beharrlichkeit in gleichem Maße Scharfsinn und Besonnenheit voraussetzt".

Wer zudem alle Texte systematisch sammeln wollte, hatte sehr umfassende Studien zu treiben, in Bibliotheken und Museen wie an den verschiedenen Fundplätzen. Dazu war viel entsagungsvolle Arbeit, hohes Organisationstalent und sehr viel Disziplin aufzubringen. Aber eben dazu war Mommsen bereit. Ja, er scheint geradezu danach gedürstet zu haben. Es galt nicht nur, eine Bewährungsprobe abzulegen, Voraussetzungen etwa für eine wissenschaftliche Laufbahn zu schaffen, seine Ziele waren sehr viel höher gesteckt.

Pläne zur Sammlung von Inschriften lagen damals in der Luft. Die Preußische Akademie der Wissenschaften gab das Corpus Inscriptionum Graecarum heraus. Ob sie oder die Pariser Akademie sich der lateinischen Inschriften annahmen, war noch nicht entschieden. Was aber bisher vorlag, hatte einen doppelten Mangel: Die Texte waren vielfach nur von andern abgeschrieben. Und die Landschaft war nicht systematisch nach Inschriften durchgekämmt worden.

Gedenkveranstaltung zum 100. Todestag Theodor Mommsens am 4. November 2003: Professor Dr. Christian Meier am Rednerpult in der Aula des Christianeums

Indem Mommsen nun alle Gebiete des Imperium Romanum erstmals systematisch auf das Vorhandensein von Inschriften absuchen und die Texte noch einmal lesen, genau studieren und in Sammelbänden vorlegen wollte, hoffte er, nicht nur neue urkundliche Quellen zu erschließen, sondern eine neue Basis für die Erforschung des römischen Altertums legen zu können. Ausführliche Indices sollten den Zugang zu den Materien erleichtern. Auf diese Weise sollten die „Archive der Vergangenheit" geordnet werden. Sie sollten nicht zuletzt Auskunft über vieles ermöglichen, von dem in der literarischen Überlieferung so wenig die Rede war, von Religions-, Wirtschafts-, Gesellschafts- und Verwaltungsgeschichte sowie dem Alltagsleben auch der kleinen Leute.

Mommsens Bereitwilligkeit, sich dieser ungeheuren Aufgabe mit aller Kraft hinzugeben, ist nur zu verstehen im Zusammenhang des gewaltigen wissenschaftlichen Aufbruchs im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. 1855 bekennt er sich zur Wissenschaft als einer „unsichtbaren Kirche", einer „stillen Gemeinschaft", welche „der Stolz ... lebendig erhalten" soll, „der uns allen wohl ansteht: der Stolz auf die große Wissenschaft, der wir uns zu eigen gegeben haben". Ähnlich finden wir es auch bei Naturwissenschaftlern jener Zeit ausgedrückt. Man spricht vom „Tempel der Wissenschaft", vom Naturforscher als „Priester". Rudolf Virchow, der berühmte Pathologe, meinte 1866,

die Wissenschaften träten „in die Stellung der Kirche“ und ihrer „transzendenten Strebungen“, „es ist die Wissenschaft für uns Religion geworden“. Mit dem „Stolz auf die große Wissenschaft“ verknüpfte sich bei Mommsen wie bei andern der auf die Nation, die sich gerade auch auf diesem Felde als führend erweisen sollte. In dieser großen Bewegung wollte er an wichtiger Stelle mitwirken.

„Äußere Zufälligkeiten“ kann man in Mommsens wissenschaftlicher Biographie durchaus am Werk sehen. Die Anregung Otto Jahns, die Italienreise, die Begegnung mit der offenbar sehr eindrucksvollen Persönlichkeit Borghesis. „Der hat mir imponiert als Gelehrter wie noch niemand“, fand er.

Damit Mommsen seinen Plan verwirklichen konnte. Denn dazu brauchte es erhebliche Mittel.

Wohl gab es einflußreiche Männer in Berlin, welche Mommsens Pläne mit Hilfe der Preußischen Akademie verwirklichen wollten. Doch regte sich dagegen starker Widerstand seitens anderer, die ihre eigene Arbeit an den antiken Inschriften durch Mommsens strenge Grundsätze in Frage gestellt sahen. Der machte es ihnen auch nicht leicht. Seine scharfe, kritische, zupackende Art konnte sehr verletzend sein, zumal er gern rücksichtslos, wohl auch rüpelhaft war. Mit etwas mehr Takt wäre er weitergekommen. Aber das lag ihm nicht, das mußte er erst lernen. Er wollte arbeiten, verfügen (eigentlich auch kommandieren). Er bot eine Leistung, von der er – mit Recht – überzeugt war. Er fühlte sich – mit Recht – allen anderen überlegen. Sie sollten ihm, bitte schön, die Werkstätte einrichten und ihn möglichst weiter nicht stören.

So mußte er nach der Rückkehr nach Deutschland zunächst sein Brot als Lehrer verdienen. 1848 wurde er Redakteur einer Zeitung, welche die aufgrund der Revolution zur Macht gekommene schleswig-holsteinische Regierung herausgab. Da konnte er seine scharfe Feder und seine Leidenschaft nutzen, um eine Sache zu verfechten, die ihm am Herzen lag. Doch gab es mit der Zeit Schwierigkeiten, und glücklicherweise bot sich endlich eine Aussicht in der Wissenschaft: eine Professur an der Leipziger Juristenfakultät, die er unverzüglich annahm. Nur wurde er dort leider zwei Jahre darauf hinausgeworfen, weil er sich 1849 an einem an sich rührenden Versuch, die Gegenrevolution aufzuhalten, beteiligt hatte.

Man muß die weitere Laufbahn hier nicht in extenso verfolgen. Bald nach dem Rauswurf in Leipzig erhielt er einen Ruf nach Zürich, wo er sich wenig wohlfühlte, so daß er über einen Ruf nach Breslau glücklich war. Nebenbei gesagt: So großzügig war man im damaligen Preußen, daß man Mommsen – wie manch anderen Revolutionär – schon wenige Jahre nach 1848 zum Professor an einer der eigenen Universitäten machte. Inzwischen näherten sich die neuaufgenommenen Verhandlungen mit Berlin einem guten Ende. Mommsen wurde an die Akademie berufen, er sollte das Corpus der lateinischen Inschriften in Angriff nehmen. Sein Freund Otto Jahn nannte es „eine erfreuliche Erscheinung, daß ein ausgezeichneter Mensch noch heutzutage trotz aller Verkehrtheit und Schlechtigkeit nur durch seine Tüchtigkeit an seinen Platz kommt“. Später bekam er auch eine Professur, jetzt für römische Geschichte, an der Friedrich Wilhelms Universität. Rufe nach Göttingen, Bonn und Leipzig gaben ihm die Möglichkeit, seine Position zu verbessern. Bald wurde er als Secretar der philologisch-historischen Klasse der mächtig-

ste Mann in diesem Teil der Akademie und blieb es für Jahrzehnte. 1874/5 war er Rektor der Universität.

Mehr als zehn Jahre also hat es gedauert, bis das Inschriftencorpus Kontur anzunehmen begann, eines der großen Unternehmungen des Jahrhunderts. Mit der Zeit schlossen sich weitere an, die Mommsen angeregt und vorangetrieben hat. Münzen und Papyri wurden zusammengestellt. Innerhalb der großen, vom Freiherrn von Stein begonnenen Quellensammlung zur deutschen Geschichte – den Monumenta Germaniae Historica – begründete Mommsen eine Reihe der Auctores Antiquissimi (der Autoren zur Völkerwanderungszeit). Einen Band übernahm er selbst. Zudem wandte er sich den griechischen christlichen Schriftstellern zu. Schließlich wollte er sämtliche archäologischen Denkmäler in systematisch angelegten Bänden zusammenfassen. Das freilich war schlechterdings unmöglich. Hier gerieten seine Pläne ins Gigantomanische, das Domkapitel zu Sevilla hätte gesagt: ins Närrische.

Mommsen wußte, daß selbst eine bedeutende, gut ausgestattete Akademie wie die preußische die Großwissenschaft, die ihm ganz entsprechend dem Großstaat und der Großindustrie an der Zeit zu sein schien, nicht allein tragen konnte. Die deutschen Akademien (einschl. der Wiener), ja alle Akademien der Welt, mußten sich zusammentun. Er hat mit aller Macht darum gekämpft. Gelegentlich erschien ihm seine Diplomatie wichtiger als seine wissenschaftliche Tätigkeit. Sie mag ihm schwergefallen sein. Aber die Sache forderte es, und sein hohes Ansehen öffnete ihm viele Türen. Unter den Großunternehmen sei hier nur noch eines genannt, das schließlich in München seinen Platz erhielt, der Thesaurus Linguae Latinae, das immer noch nicht abgeschlossene „Schatzhaus" des gesamten lateinischen Vokabulars.

Es bereitet schon Mühe, das alles aufzuführen. Und in all dem erschöpfte sich Mommsens Tätigkeit ja keineswegs. Sondern er schrieb zugleich neben vielen kleineren Untersuchungen die Standardwerke zur Geschichte des römischen Münzwesens, zum römischen Strafrecht und vor allem das dreibändige große Römische Staatsrecht. Und daneben war er Politiker, erhob seine Stimme in der Öffentlichkeit und besuchte die Berliner Salons. Nahezu ohne Punkt und Komma also war er tätig, las in der Straßenbahn Korrekturen, war die Anfechtung der Kutscher, weil er auch beim Überqueren der Straße Unter den Linden in Büchern vertieft sein mochte. Freilich darf man eines nicht übersehen: er kannte sich so gut aus, hatte ein glänzendes Gedächtnis und war so sehr fähig, alle Materien in kürzester Zeit zu erfassen und zu durchdenken, daß fast alles, was er anpackte, sehr rasch erledigt werden konnte. Da gab es, was die einzelnen Aufgaben anging, kaum Irrwege und Vergeblichkeiten, auch wenn er gelegentlich über Schwierigkeiten beim Schreiben klagte; insbesondere bei der Abfassung der Römischen Geschichte. Aufs Ganze gesehen freilich mochten sich die Dinge mit der Zeit anders ausnehmen, aber das kann uns hier noch nicht beschäftigen.

Nur eines steht quer zu all dem, und das war Mommsens in der Öffentlichkeit berühmtestes Werk, die Römische Geschichte. Die Vermutung hat viel für sich, daß er sie nicht geschrieben hätte, wenn die Berliner Akademie seine Pläne nicht zunächst abgewiesen, die finanzielle Not ihn nicht getrieben und wenn nicht in dieser Lage zwei Verleger ihn – völlig überraschenderweise – dazu angeregt hätten.

links die Gedenktafel, geschaffen von Detlef Allenberg, und rechts das Porträt Mommsens, gemalt von Friedrich Peters-Weber nach dem berühmten Lenbach-Vorbild

In vergleichsweise sehr kurzer Zeit (zunächst übrigens neben dem Abschluß der Publikation der Inschriften des Königreichs Neapel) schrieb er die ersten drei Bände, runde 2000 Druckseiten, die Geschichte von den Anfängen Roms bis zu Caesars Sieg im Bürgerkrieg 46 v.Chr. Dann – 1856 – legte er eine Pause ein, denn jetzt konnte er sich in Berlin endlich den Inschriften widmen. Die Unterbrechung dauerte mehr als zwei Jahrzehnte. Erst als er die von ihm selbst herauszugebenden Inschriftenbände abgeschlossen hatte, Anfang der 80er Jahre, hat er den Faden noch einmal aufgenommen. Jetzt sollte der Band über die Römische Kaiserzeit folgen. Doch kam er damit nicht recht vom Fleck, so daß er sich darauf beschränkte, statt des vierten einen fünften Band zu schreiben: Die Geschichte nicht (wie es ihm angemessen schien) der Menschheit unter den Römischen Kaisern, sondern nur von „Land und Leuten" in den römischen Provinzen. Es war ein Werk, das erst auf der Basis seiner umfangreichen Quellensammlungen möglich wurde, ein bedeutendes Buch, aber den drei ersten, den eigentlichen Bänden der Römischen Geschichte nicht ebenbürtig; weshalb man es in diesem Zusammenhang normalerweise nicht mitbehandelt.

„Die rechte Geschichtsforschung", so hatte Mommsen 1854 geschrieben, man kann es als sein Programm ansehen, „sucht nicht in möglichster Vollständigkeit das Tagebuch der Welt wieder herzustellen, auch nicht den Sittenspiegel zu exemplifizieren; sie sucht die Höhen und Überblicke, und von glücklichen Punkten in glücklichen Stunden gelingt es ihr, hernieder zu sehen auf die unwandelbaren Gesetze des Notwendigen, die ewig feststehen wie die Alpen, und auf die mannigfachen Leidenschaften der Menschen, die wie die Wolken um sie kreisen, ohne sie zu ändern".

Gesetze des Notwendigen – das ist hegelianisch gedacht (ohne daß man annehmen sollte, Mommsen habe viel Hegel studiert; dessen Gedanken lagen damals in der Luft). Wer von solchen Gesetzen spricht – und Mommsen tut es in seiner Geschichte oft – nimmt an, daß in der Geschichte ein gewisser Richtungssinn walte und daß man den ausmachen könne. Ein Sinn, eine Tendenz, ein Drängen gleichsam der Dinge, an dem die Leidenschaften der Menschen so wenig ändern können wie die Wolken an den feststehenden Alpen. Übrigens ist interessant, daß Mommsen auf diese Gesetze „hernieder sieht", er sieht die Dinge also von oben, aus einer höheren Warte. In glücklichen Stunden, an die er sich später gern erinnert, wenn er von der schlafwandlerischen Sicherheit spricht, in der er sich damals bewegt habe.

Rom hatte von Anfang an eine Ordnung, die sich sowohl durch eine starke Monarchie, deren Stellung anschließend die Magistrate der Republik übernahmen, wie durch eine mächtige Bürgerschaft auszeichnete. Wesentlich war das enge Zusammenwirken aller, das auf der Disziplin der Führenden und auf der Gehorsamsbereitschaft der anderen beruhte. Letztlich daraus resultierte Roms Überlegenheit, zunächst im engeren Umkreis, bald darüber hinaus. Und wenn es auch Kämpfe gab und die Entscheidung manchmal zunächst offen war, es scheint für Mommsen notwendig gewesen zu sein, daß Italien sich einte – und mehr oder weniger auch, daß es dies unter römischer Führung tat.

Da die Verhältnisse im Mittelmeerraum damals relativ labil und die Mächte nicht so leicht in ein Gleichgewicht zu bringen (oder es zu ertragen bereit) waren, war die weitere Ausdehnung der römischen Macht nahezu unumgänglich. Die Römer wollten gar nicht erobern, die Dinge liefen einfach darauf hinaus, daß sie es taten. Es geschah unter Führung des Senats. Nur war die Senatsoligarchie nicht in der Lage, das über Italien hinauswachsende Imperium angemessen zu regieren. Also brauchte man eine Monarchie. Was freilich Mommsen somit für selbstverständlich hielt, fanden die Römer ganz und gar nicht angebracht. Der Unterschied zwischen ihnen und dem Geschichtsschreiber lag darin, daß sie mit der Republik, mit der sie die Welt erobert hatten, zufrieden waren. Sie entsprach den Machtverhältnissen wie den Bedürfnissen all derer, die etwas zu vermelden hatten. Später hat man es, etwas zugespitzt, auf die Formel gebracht: Zufriedenheit aller potentiell Mächtigen und Machtlosigkeit aller Unzufriedenen.

Mommsen aber fand, daß sich auf diese Weise ein unmöglicher Zustand herausbildete, ungerecht und ineffizient. Beides verknüpfte sich ihm, denn er fand, daß in der Geschichte nicht nur Mechanismen walten sollten, sondern auch Sittlichkeit. Er fand zudem, daß die Unmöglichkeit dieses Zustands den Handelnden durchaus erkennbar gewesen wäre, jedenfalls bei einigem Ver-

stand. Und die Mittel dazu hätte es auch gegeben. Es hätte also, mit Hilfe sei es der Volksversammlung, sei es des Militärs, durchaus die Möglichkeit gegeben, eine Monarchie zu begründen und die Dinge wieder ins Lot zu bringen.

Überhaupt hielt Mommsen das Vermögen der Handelnden, gestaltend in die Zustände einzugreifen, für sehr groß. Wenn sie das aber nicht taten, warf er ihnen vor, beschränkt, feige und / oder korrupt zu sein. Das heißt, seine Geschichte bezog im zweiten Teil, aber beginnend schon im ersten Band, ihre Spannung daraus, daß er nach vorne drängte und die meisten der Handelnden mit beißendem Hohn, Spott, Sarkasmus bedachte – bis schließlich Caesar als rettender Engel erschien und eine Monarchie begründete, die zugleich demokratisch gewesen sein soll. Mit der Monarchie aber eröffnete sich die Möglichkeit, daß sich die griechisch-römische Zivilisation im ganzen Reich ausbreitete und befestigte. Und daß die antike Welt die Zeit gewann, sich und ihre (zumal germanische) Umwelt so fortzuentwickeln, daß das Abendland daran anschließen konnte.

Dahin etwa führten für Mommsen also die Gesetze des Notwendigen. Daß man das mit sehr gutem Grund heute allgemein anders sieht, sei am Rande

Detlef Allenberg vor der Mommsen-Gedenktafel. Nach den Porträts von Salomon Maimon und Ludolf Wienbarg ist dies die dritte Arbeit, die der Künstler für das Christianeum geschaffen hat.

erwähnt. In diesem Sinn gewann seine Geschichte jedenfalls ihre Einheit, ihren Roten Faden, auch den Schwung, der den Leser an der Hand des fordernden, aufmunternden und, wenn es vergeblich war, kraftvoll verzweifelnden (und in alle Richtungen seine bösartigen Pfeile aussendenden) Autors auch über die Zeiten wirklichen oder angeblichen Stillstands hinwegtrug.

Geschichtsschreibung ist ein eigenartiges Genus. Seit Herodot, der sie erfand, steht sie unter dem Anspruch, zu verstehen und zu verstehen zu geben, wie es zu bestimmten Ereignissen oder Zuständen – etwa zum Krieg zwischen Griechen und Persern und dem Sieg der Griechen – kam. Man kann darauf grundsätzlich viele Antworten geben. Die Götter etwa können den Sieg der Griechen herbeigeführt haben; oder: die Griechen waren tapferer, klüger, also bei all ihrer Schwäche doch überlegen. Solcherart Begründung aber hat Herodot nicht ausgereicht. Er wollte es genauer wissen, daraus resultierte seine Frage, wie es – in der Aufeinanderfolge und Verkettung der Ereignisse – zu dem kam, was er sich erklären wollte.

Doch hat schon Herodot sich nicht einfach auf die stringente Verfolgung der wichtigen Fäden durch den Lauf der Zeit beschränkt. Im Gegenteil: Er erzählte noch von vielerlei sonst, was gleichsam am Wege lag. Und so tat man es in der Gattung auch im folgenden. Es wurde von den Geschichtsschreibern auch erwartet. In irgendeinem Ausmaß sollten sie von dem ganzen Stück Vergangenheit, das sie sich vornahmen, erzählen, sollten erzählen, wie es gewesen – weit über das hinaus, worauf ihre Frage zielte; was sie also, aufs Ganze gesehen, verstehen wollten.

Mommsen hat sich dieser Aufgabe in außerordentlichem Ausmaß unterzogen. Er hat nicht nur politisch-militärischen Ereignisse, zumeist in zusammenhängenden Abschnitten, dargestellt, sondern auch die verschiedenen anderen Dimensionen der Geschichte: Verfassung, Recht, Religion, Wirtschaft, Verkehr, Maße und Schrift, Literatur und anderes. Dies alles ließ sich zumeist nur querschnitthaft behandeln. Wo es ihm aber möglich war, hat er auch im Rechtlichen, Wirtschaftlichen, Kulturellen den historischen Wandel zu fassen gesucht. Er wollte nicht nur Aufeinanderfolgen von Dichtern also, sondern auch die Geschichte der Literatur geben.

So war sein Werk zum einen durchdrungen von der Frage nach dem Notwendigen des Gesamtablaufs der Römischen Geschichte; daher gewann sie ihren Zusammenhang, ihre Dynamik. Zum andern bot sie, auf fremde und eigene Forschung gestützt, ein überaus reiches Bild der römischen Vergangenheit während der Republik (mit einigen Rückschlüssen auf das Königtum), ein Bild, das sich zwar breit entfaltete, letztlich aber ganz und gar in den Gesamtzusammenhang der Geschichte eingefügt war und ihn mittrug.

Die Darstellung ist voller Lebendigkeit, an treffenden, originellen Bildern reich. Man hat die einzelnen Gegenstände plastisch vor Augen. In der Erzählung äußert sich eine wundervolle Kraft, Frische und Leidenschaft. Letztlich ist es ein höchst erfreuliches, zugleich dem Scheine nach sehr begründetes Bild von menschlicher Geschichte, das Mommsen zeichnete. Es wirkte sich aus, daß er bald nach 1848 schrieb, nach dem Zusammenbruch vieler, in weiten Kreisen keimender Hoffnungen. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß letztlich nur die Macht zählte, die, wenn sie wollte, Parlamentsbeschlüsse zu kassieren und Erhebungen niederzuschlagen in der Lage war. Wer das begriff

(und nicht einfach auf Seiten der Macht stand), mußte einigermaßen desillusioniert sein und einen nüchternen Sinn für die Machtverhältnisse entwickeln. Und mußte dazu neigen, alle Arten von naiver Gutgläubigkeit hohnlachend zu quittieren.

Man könnte aus Mommsens Text ein ganzes Lehrbuch sogenannter Realpolitik zusammenstellen. Der Leser, der sich mit ihm identifiziert, muß also meinen, mit der Wirklichkeit in ihrer ganzen Härte konfrontiert zu werden. Und nun findet er sich, gerade in Deutschland, in eine Geschichte hineingenommen, die sich mit Notwendigkeit auf die Einigung eines Landes zubewegt. Er findet (vor allem in der folgenden Zeit) eine Geschichte, die zwar von unendlich viel Versagen führender Männer erfüllt ist, erfährt aber zugleich vom Historiker, was sie hätten tun sollen (und können), findet sie von ihm gegebenenfalls abgekanzelt und erliegt einer Illusion, die als solche nicht leicht erkennbar ist, weil sie sich hinter härtestem Realismus versteckt: der Illusion, daß Männer, wenn sie nur so klug und zupackend sind, wie Mommsen sie will, jeder Krise beikommen; wie es am Ende der geradezu ins Übermenschliche gesteigerte Caesar gezeigt haben soll.

Das Buch hatte einen ungeheuren Erfolg. Es schlug geradezu ein. Eine Auflage folgte auf die andere. Es wurde in acht Sprachen übersetzt. Und auch die Taschenbuch-Ausgabe des dtv-Verlags hat noch einmal sechs Auflagen erbracht.

So ist es verständlich, daß man Mommsen von verschiedenen Seiten immer wieder bedrängt hat, den vierten Band, die Geschichte der Kaiserzeit, zu schreiben. Er selbst hat, je nach Gelegenheit, unterschiedliche Gründe vorgebracht, warum es nicht geschah. Die Äußerungen bezogen sich einerseits auf die Sache. Er fand dort „einen Sandhaufen, aber keine Geschichte, einen Sumpf, keinen Fluß". Man wird hinzufügen dürfen, daß keiner so gut wie er wußte, was alles in eine historische Synthese hätte eingebracht werden müssen und wie schwierig das war. Sein fünfter Band zeigte es zur Genüge. Die Mittel, um eine Geschichte dieses weitgespannten Reiches, eine Zivilisations-, Gesellschafts-, Mentalitätsgeschichte (zusammen mit der von Politik, Krieg und Verwaltung) zu formen, hätten selbst ihm so leicht nicht zu Gebote gestanden.

Vor allem aber ist, scheint mir, eines zu bedenken: Geschichte mußte, nach Mommsen, auf Ziele zulaufen. Dem „Geschlecht der Menschen" wird, „so wie es am Ziele zu stehen scheint, die alte Aufgabe auf weiterem Felde und im höheren Sinne neu gestellt". So war die Kaiserzeit ein „leidlicher Abend", auf den „nach langer geschichtlicher Nacht der neue Völkertag ... und frische Nationen ... in freier Selbstbewegung nach neuen und höheren Zielen" folgten. Aber eine Geschichte dieser Zeit wäre innerhalb der Antike nicht auf eine so positive Figur wie Caesar oder auf entsprechende Ereignisse hin zu orientieren gewesen. Sie hätte also, um zu einem befriedigenden Ende zu kommen, ziemlich weit reichen müssen. Alle Ungeduld, alles Drängen, mit dem Mommsen so gern dem Gang der Ereignisse folgte, hätten zunächst nur zu jener Krise geführt, die man die Spätantike nennt, jenem eigentümlichen Stück Mentalitätsgeschichte, das vom allmählichen Ungenügen an den sich leerenden Inhalten antiker Lebensformen zum Aufstieg des Christentums und zur Völkerwanderung führte. Das konnte schwerlich nach seinem Herzen sein.

Gedenkveranstaltung in der Aula des Christianeums am 4. November 2003: (v. l.) Prof. Dr. Christian Meier, Ulf Andersen (Direktor des Christianeums), Hinnerk Fock (Leiter des Bezirksamtes Altona), Stefan Prigge (stellvertretender Direktor), Jochen Trauernicht (Oberschulrat)

Trotzdem scheint er es versucht zu haben. Wir besitzen den – höchst eindrucksvollen – Anfang eines Manuskripts und flankierend dazu Hinweise in den Akten. Mommsen scheint sich im Geheimen danach gesehnt zu haben, an seine jungen Jahre „wieder anzubandeln ... und einen Versuch zu machen, ob ich nicht noch schreiben kann, was die Leute lesen mögen: ich glaube es eigentlich nicht, nicht daß ich mich altersschwach fühle, aber die heilige Halluzination der Jugend ist hin, ich weiß jetzt leider, wie wenig ich weiß und die göttliche Unbescheidenheit ist von mir gewichen". Später nannte er das Erzählen „das eigentliche Glück des Historikers, auf den Wogen der Einzelheiten zu schwimmen und Wind und Wellen zu empfinden und empfinden zu machen". Früher hatte er schon von der „seltsamen Nachtwandelei des Schriftstellerns" gesprochen.

Eine andere Gruppe von Erklärungen bezog sich auf Mommsens Alter. Er fand, es fehle ihm der „Leichtsinn der Jugend". Schon als er die ersten Bände schrieb, sprach er davon, daß er Geschichtsklitterung betreibe. „Die Frau Historie ist so gründlich ‚mit Lücken versehen', daß das Flicken und Verdecken eine Kunst ist und eine Plage dazu". Er dachte nicht (oder nur gelegentlich) daran, die Lücken statt mit Antworten mit Fragen auszufüllen und

die Leser über Einzelheiten im Unklaren zu lassen. Wenn Mommsen während der Abfassung der ersten Bände mehrfach von seinen Gewissensbissen sprach, so muß ihm vor Augen gestanden haben, wie oft er, noch dazu in der Eile, manche Dinge allzu schnell festlegte – ganz abgesehen von vielen seiner Urteile, die schwer zu begründen sind.

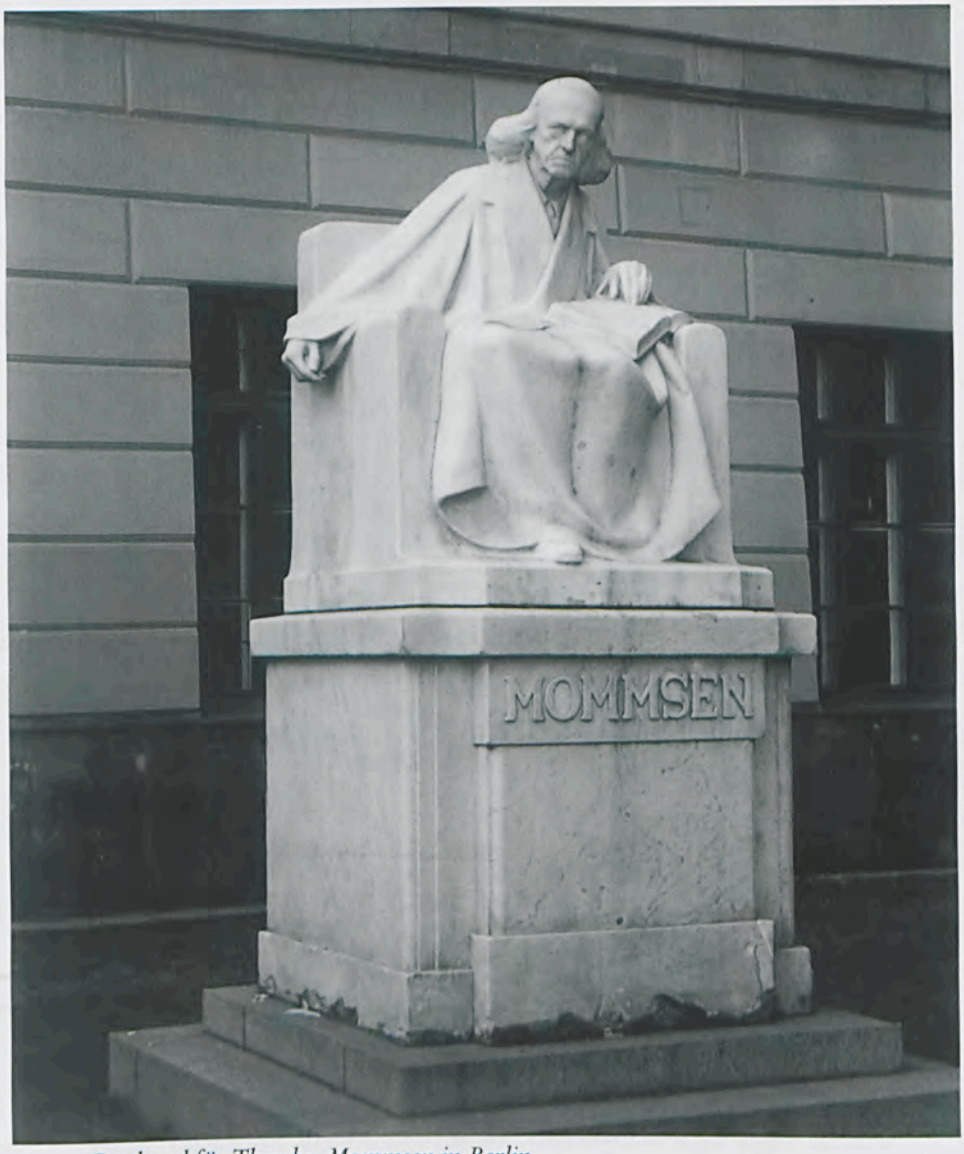
Trotzdem ist das Altersargument – auch wenn er zu der Zeit des Neuansatzes schon Mitte 60 war – für sich allein kaum ausreichend. Weder an Energie noch an Feuer hätte es ihm damals gefehlt. Doch stand ihm etwas anderes im Wege: Er war inzwischen so stark an die analytische Arbeit, die möglichst genaue Klärung aller Tatbestände bis in die Einzelheiten hinein, die Begründung jedes einzelnen Schrittes mit Quellen und Argumenten gewöhnt, daß ihm der Weg zur historischen Synthese, noch dazu für eine so schwierige Epoche, geradezu versperrt war.

Daß er in den 70er und 80er Jahren zu der großen Synthese seines Römischen Staatsrechts gelangte, ist kein Gegenargument. Dort konnte er, für ein gelehrtes Publikum, seine Belege und Argumente genau, zum Teil in langen Anmerkungen, vorweisen. Und für das Ganze kam er sehr viel leichter aufgrund bestimmter (übrigens recht fragwürdiger) juristischer Konstruktionen zu einem geschlossenen System; übrigens gerade nicht zu einer Geschichte.

„Du verzettelst Deine schöne Kraft an geringere Aufgaben", hielt ihm sein Bruder vor. „Auch Dir selbst wird es innerlich besser sein, Deine besten Gaben wieder recht in Fluß zu bringen". Und sein Schwiegersohn, der große Philologe Wilamowitz fand, er solle das Organisieren lieber andern überlassen und seine Geschichte zu Ende bringen. Das waren zwei Stimmen von vielen. Mommsen selbst meinte einmal, er baue lieber, als daß er Ziegel für andere forme. Als er mit den Vorbereitungen zu seiner Römischen Geschichte beschäftigt war, hatte er 1850 geschrieben: „Zu solchen Arbeiten ist es wahrlich hohe Zeit; es ist mehr als je nötig, die Resultate unsrer Untersuchungen einem größeren Kreise vorzulegen, um uns nicht gänzlich vom Platze verdrängen zu lassen". Das muß doch eigentlich immer noch richtig gewesen sein.

Es ist sehr eigenartig, aber je weiter Mommsen in der Forschung vordrang, um so enger wurden seine wissenschaftliche Spielräume. Nicht nur der Leichtsinn der Jugend, sondern auch die Unschuld der Wissenschaft jener Zeit, in der er jung war, war verlorengegangen. 1895 hat er erklärt: „Die Wissenschaft allerdings schreitet unaufhaltsam und gewaltig vorwärts; aber dem emporsteigenden Riesenbau gegenüber erscheint der einzelne Arbeiter immer kleiner und geringer ... unser Werk lobt keinen Meister und keines Meisters Auge erfreut sich an ihm; denn es hat keinen Meister und wir sind alle nur Gesellen ... wir klagen nicht und beklagen uns nicht: die Blume verblüht, die Frucht muß treiben. Aber die Besten von uns empfinden, daß wir Fachmänner geworden sind".

Gerade Mommsen, so sollte man meinen, hatte wenig Grund zu solcher Feststellung. Immerhin war, was er im Kleinen wie im Großen schrieb, zumal das Römische Staatsrecht, schlechterdings meisterlich. Und wenn Wissenschaft zum Großbetrieb geworden war, in dem der einzelne Arbeiter wie am Fließband nur mehr begrenzte Funktionen ausübte, so war Mommsen doch zugleich und vor allem derjenige, der den ganzen Betrieb organisierte (auch



Denkmal für Theodor Mommsen in Berlin

wenn er von der Editionsarbeit einen guten Teil selbst übernahm). Er sprach von der „Großwissenschaft, die nicht von Einem geleistet, aber von Einem geleitet wird", was er für ein „notwendiges Element unserer Kulturentwicklung" hielt. Es wurde damals gesagt, die deutsche Altertumswissenschaft sei

Herrn Karl Reimer
Buchhändler
Leipzig.

Sie müssen mir einen Dienst thun, lieber Freund, und meinem Bruder auf meine Rechnung 50 rt zahlen; worüber wir uns nächstens mit berechnen werden, wenn er nicht früher zurückzahlt. — Da Sie so lange mein vorschießender Banquier gewesen sind so thun Sie mir auch wohl noch diesen Gefallen.

Ihr
Mommsen

Zürich 18/12 52

THEODOR MOMMSEN.

von Mommsen so geführt worden, wie die deutsche Armee vom preußischen Generalstab. Und man verglich ihn gern, und nicht zu seinem Vorteil, mit Caesar. Doch war er offensichtlich nicht nur der Herr, sondern zugleich auch der Gefangene dessen, was sich da so stolz als „die Wissenschaft" aufgebaut hatte.

Außerdem hatte er in den zitierten Äußerungen wohl mehr im Auge als seine eigene Position und Leistung. Oder genauer: Er sah, was er leisten konnte (so großartig es sein mochte), in Relation zu dem, was zu leisten war. Und da mußte sich selbst ihm sein Anteil als Arbeiter und Organisator recht gering ausnehmen.

Wissenschaft war zur Maschine geworden. Johann Gustav Droysen sprach davon, „wie unsere Jugend bei aller Schulung dumm wird und bei aller Methode gedankenleer und, wer es hochbringt, zum Spezialisten reift". Sie müßten sich in der „Fabrikarbeit für die Monumenta oder Urkundenbücher" verschleißen. Damit würde zwar „den großen wissenschaftlichen Unternehmungen und Sammlungen Förderung geschaffen, aber nicht der lernenden Persönlichkeit innere Spannkraft, geistige Erhebung, schöpferisches Denken". Das bezog sich vor allem auf die mittlere und neuere Geschichte, ließ sich aber auf die Alte übertragen. Und Heinrich von Treitschke schrieb 1885: „Unter den jungen Historikern geht die Erkenntnis, daß die Geschichte Darstellung des Lebens ist, schon fast verloren über der Tüftelei der Quellenforschung". Damit reichten die Auswirkungen dessen, was nicht zuletzt Mommsen in Gang gesetzt hatte, weit über ihn und seine Generation hinaus – auf die jüngeren, und das mußte auch die Wissenschaft im Ganzen in Mitleidenschaft ziehen, genauer gesagt: es mußte ihr die Flügel beschneiden. Die Methode, das Mittel – das für eine Wissenschaft notwendige Mittel – wurde zum Ziel.

Unter solchen Umständen kann das größere Ganze historischer Zusammenhänge leicht zum Albtraum werden. Insbesondere die Geschichtsschreibung, die, wie Mommsen betonte, nicht nur Sache der Wissenschaft, sondern auch der Kunst war. Da zeigte sich die Kehrseite des großartigen Fortschritts.

Es gibt eine sehr merkwürdige Äußerung Mommsens aus den gleichen Jahren, 1893: „So stehen wir", heißt es dort, „auch in der Wissenschaft vor der Uferlosigkeit der Forschung, vor dem so lockenden wie gefährlichen Hinausschwimmen in das unendliche Meer". Er hatte zuvor davon gesprochen, daß es in der Wissenschaft nicht anders sei als „in den allgemeinen Verhältnissen". Es sei leichter, die Höhe zu erklimmen als sich auf der Höhe zu behaupten, der reale Erfolg erfülle die Ideale ebenso wie er sie zerstöre. Jetzt finde man sich vor früher ungekannten und ungeahnten Gefahren. Es spricht von „der schweren Aufgabe, die vollkommene Erkenntnis mit der unvollkommenen Menschenkraft so weit in Einklang zu bringen, daß auch den Vielen einige Befriedigung und einige Hoffnung des Gelingens bleibt und derjenigen Verzagtheit gesteuert wird, auf welcher der Niedergang unserer

---

linke Seite: Brief Theodor Mommsens aus dem Jahre 1852 an seinen Verleger. Das Autograph wurde dem Christianeum aus Anlaß des Mommsen-Jubiläums übereignet von Claus Grossner

höheren Jugendbildung am letzten Ende beruht". „Vollkommene Erkenntnis", so muß das doch wohl heißen, wird, je höher die Ziele gesteckt werden, um so schwieriger. Diesem Ideal gegenüber kann die unvollkommene Menschenkraft nur klein und immer kleiner erscheinen. Das Pensum wuchs paradoxerweise mit seiner (scheinbaren) Erledigung.

„Uferlosigkeit der Forschung" – das klingt wie eine verzweifelte Klage, daß die Sache kein Ende nimmt. „Hinausschwimmen in [nicht: auf: C.M.] das unendliche Meer", das ist in der Tat so lockend wie gefährlich. Aber besteht darin nicht gerade der wundervolle Reiz der Forschung? Hier dagegen sieht es aus, als ob Mommsen den wagemutigen Jungen hinterherklagt. Gleich darauf aber wechselt die Perspektive, und es wird nicht an Mut (und vielleicht Leichtsinn) und Abenteuer gedacht, an die sich blähenden Segel der Schiffe, sondern an die Geringfügigkeit unvollkommener Menschenkraft. Daraus erwachse die Verzagtheit der Jüngeren. Darin wiederum scheint damals das PISA-Problem bestanden zu haben; „der Niedergang unserer höheren Jugendbildung"; in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Diese Wissenschaft, diese Gesellschaft, dieser Staat mußten etwas Lähmendes haben; schon damals; auch damals. Ein Jahr zuvor hatte Mommsen vom „Streben ohne Hoffnung unserer Jugend" gesprochen.

Hohe und immer höhere Kosten und Risiken scheinen sich also aufzutun aus dem „Zug und Willen" – dieses Jahrhunderts, dieses Mannes – „zum großen Format, zum Standardwerk, zum Monumentalen und grandios Massenhaften."

Der Horizont, der sich so glänzend weit geöffnet hatte, verdunkelte sich zusehends. Wo im frischen Zupacken mit der Ordnung der Archive der Forschung neue Wege geöffnet werden sollten, geriet man in die Uferlosigkeit. Mommsen hat 1874 einmal geklagt, wenn es wahr sei, „daß die Natur verschwendet, so hat nichts so naturgemäß sich entwickelt, wie das gelehrte Arbeiten". Er spricht vom acta agera, vom Tun des (schon) Getanen, das für manche Disziplinen "recht eigentlich der Wahrspruch" sei. Unnütze Arbeit aber sollte unbedingt vermieden werden. Das könnte etwa geschehen, durch die Anlage eines Katalogs aller Handschriften der großen Bibliotheken. Auf viele Weisen also, nicht zuletzt durch Mommsen selbst, wurde der Forschung der Weg geebnet. Allein – was kam dabei heraus?

Es war stets ein hohes Maß an Entsagung in Mommsens Arbeit, er lebte in „innerweltlicher Askese". Nun schienen endgültig viele der Hoffnungen, auf die hin solche Entsagung sinnvoll ist, zu trügen. So jedenfalls in manchen Momenten der Besinnung.

Allein, dieses bürgerliche Jahrhundert mit seiner Arbeitswut, seinem Wissenschaftsglauben, seiner Vollendungslust, -freude und -hoffnung stellte Mittel bereit, auch diese Lage heroisch zu meistern. „Wahrhaftig, die Pflicht ist eine große Gottheit; ich führe ein Leben schlimmer als jeder Tagelöhner und für mich ist dabei gar nichts zu gewinnen, höchstens zu verlieren", schreibt Mommsen 1877. Als der Philosoph Wilhelm Dilthey Mommsen 1884 traf, fand er ihn „müde und recht staubig von dem Weg auf den Landstraßen der Philologie, Inskriptionen und Parteipolitik". Aber, so Mommsen 1879: „Wie müde uns auch die Welt macht, keiner von uns darf davongehen, bevor er sein Pensum aufgearbeitet". Man könnte auch mit einem Lieblingswort aus der

Römischen Geschichte sagen: Bevor er seine Schuldigkeit getan. Da ist eine Menge Trotz im Spiel, da muß vieles übertüncht worden sein. Wurde vielleicht auch die Arbeit und die immer gigantischer werdende Planung für Mommsen am Ende zu einem Mittel, nicht zum Nachdenken zu kommen? Schaute hinter der schnell wachsenden Reihe der von ihm herausgegebenen Bücher schließlich die Angst vor der Vergeblichkeit hervor? Wir wissen, daß er gelegentlich in Depressionen versank. Vielleicht hat er sich im Testament, angesichts des Todes, diesem Eindruck weiter geöffnet, als er es sich andern gegenüber oder gar öffentlich erlaubte?

Gleichzeitig stieg die Enttäuschung über die eigene „Nation ohne Rückgrat", speziell über das Bürgertum seiner letzten zwei Jahrzehnte, das sich so weitgehend der Macht ergab. Man sollte seine politische Rolle nicht überschätzen. Andere – gerade auch Historiker wie Gervinus, Dahlmann, Droysen, Treitschke – haben sich damals politisch kaum weniger hervorgetan. Es ist schon richtig, wenn er feststellt: „Politische Stellung und politischen Einfluß habe ich nicht gehabt und nie erstrebt". Auch im Parlament zählte er nur zu den Hinterbänklern.

Aber er hat sich von Fall zu Fall immer wieder leidenschaftlich engagiert. Bis ins höchste Alter hat er sich in die Öffentlichkeit gedrängt, wenn er es für nötig hielt. Meistens, wo es um seine höchsten Ideale, Recht und Freiheit, aber auch um Toleranz, um Selbstbestimmung ging, um das, was einer Bürgerschaft im politischen Sinne des Wortes zustand und angemessen war. Darin war etwas vom antiken Bürger-Sein enthalten. Aber dann zeigte sich, daß in Deutschland, was Bürgerschaft sein sollte, nur Gesellschaft, bourgeoise Gesellschaft war. Das war um so enttäuschender, als Mommsen sehr viel auf seine Nation hielt, „die vielleicht noch von allen die beste" war (1892).

Er war kein Nationalist, er hat gegen manche Übertreibung gekämpft. Aber noch 1897, keine zwei Jahre vor der berühmten Testamentsklausel, hat er im österreichisch-ungarischen Sprachkonflikt aufgrund der Befürchtung, das Deutschtum in Böhmen werde an Einfluß verlieren, öffentlich an die Adresse der Deutschen in der Habsburger Monarchie erklärt: „Seid hart! Vernunft nimmt der Schädel der Tschechen nicht an, aber für Schläge ist auch er zugänglich".

Wie steht es mit der Bilanz? Bilanz ganz in seinem Sinne, das heißt nicht für ihn selbst, sondern für die Sache, der er sich verschrieben hatte?

Zunächst ist deutlich: Für das Ordnen der Archive hat er aufs Beste gesorgt. Unter ihm und in seinem Gefolge sind das Quellenmaterial der Alten Geschichte und die Zugänge zu ihm hervorragend organisiert worden.

Zweitens: Kraft dessen, was er war und was er bewirkt und gelehrt hat, verkörpert er ein Ideal der Methodenstrenge und einen geistigen Anspruch, nicht nur für die Alte Geschichte, sondern für die Wissenschaft überhaupt, hinter denen man nicht zurückbleiben darf. Das ist schwierig genug, aber da hat seine Autorität zu gelten.

Drittens wäre eine Reihe klassischer, noch heute viel benutzter Werke zu nennen. Das Staatsrecht vor allem, dazu das Strafrecht, beides ungeheuer wertvoll, in der Nachwirkung indes fragwürdig. Denn eben wegen ihrer Meisterschaft haben sie den Weg zu angemesseneren Konzeptionen verstellt, zum Teil bis heute.

Was – viertens – die Römische Geschichte für uns heute bedeutet, ist schwieriger zu sagen. In vielen Hinsichten ist sie im einzelnen oder auch im ganzen überholt. Ob heute viele Leser noch die Zeit und die Muße finden, sich von ihren schriftstellerischen Qualitäten beeindrucken zu lassen, ist fraglich – obwohl man ihnen gewiß viele hinreißende – und auch treffende – Partien dringend ans Herz legen könnte. Auf jeden Fall aber verdient sie weiterhin das Studium der Althistoriker und als eines der großen literarischen Werke des 19. Jahrhunderts könnte und sollte dieses Werk noch heute Vorbild und Anregung sein für Historiker. Denn die Aufgabe der Geschichtsschreibung ist heute eher dringender geworden.

Ganz auf der Negativseite steht fünftens, daß er zu viel auf die Mittel, zu wenig auf die Zwecke historischer Wissenschaft gesetzt hat. So hat er etwa unselbständige Geister, wenn sie nur dienstbar waren, nach Kräften begünstigt, was der Wissenschaft von der Alten Geschichte nicht förderlich gewesen ist. Aber es ist natürlich zugleich die Spezialisierung zu weit getrieben worden, nicht zuletzt durch die Anforderungen dieses Mannes. Jacob Burckhardt meinte, die Nachwuchskräfte hätten sich „in irgend einer Spezialforschung blind und taub" gelesen.

Prof. Dr. Christian Meier (li.) und Direktor Ulf Andersen vor Detlef Allenbergs Theodor Mommsen – Gedenktafel

Eine offene Frage aber wäre, ob Mommsen seiner Wissenschaft, aufs Ganze gesehen, mehr genützt oder mehr geschadet hat. Damit soll seine Leistung, auch der Ertrag seiner Leistung, nicht im mindesten unterschätzt werden. Ihr gegenüber kann man nur Bewunderung und Dankbarkeit walten lassen. Aber was er am Ende befürchtet hat, die Verzagtheit der Nachwachsenden, darin steckt eine erschreckende Wahrheit, auch, gerade auch in seinem engeren Bereich. Bei allen Gegenbeispielen, von denen es in der Tat nicht wenige gibt, ist die Wissenschaft von der Alten Geschichte in der Folge ihres großen Jahrhunderts um ein Gutteil ihres möglichen Wagemuts, ihrer Aufgeschlossenheit für die Sache gebracht worden, dafür etwa, daß sie ihre Sache im größeren Umfang, vergleichend, in Beziehung setzend betreibt, um ihr im Zentrum der Wissenschaften von Geschichte und Gesellschaft den gebührenden Platz zu verschaffen. Sie hat durchaus wichtige Aufgaben zu erfüllen, wenn es zum Beispiel gilt, den Gang der Weltgeschichte zu verstehen, um zu einem historischen Bewußtsein beizutragen, gerade auch heute, da der Zeit paradoxerweise eben wegen der enormen Beschleunigung des Wandels (gerade wegen der Geschichte, die sie macht und durchmacht) das historische Bewußtsein und Bedürfnis abhanden gekommen ist.

Aber – in einem kann und sollte dieser Mann, der vor 165 Jahren das Christianeum verließ und vor 100 Jahren starb – doch Vorbild sein und bleiben: in der Unverdrossenheit seiner Arbeit wie seines Engagements, gerade auch seines Engagements als Bürger, in seiner Weise, die große Gottheit der Pflicht als eine Quelle der Kraft zu nutzen. Das geht heute nicht mehr so einfach und so unvermittelt wie vor hundert und mehr Jahren. Aber ganz falsch ist es, glaube ich, auch heute nicht.

Prof. Dr. Christian Meier

(In Redefassung vorgetragen am 4. 11. 2003)

Verständnis durch Verständigung

Projektreise nach Polen vom 20. 9.–2. 10. 2004

Wer glaubt, eine Projektreise müsse zwangsläufig in den Süden gehen, um interessant zu sein, der hat sich geirrt: Auch im Osten gibt es viel zu entdecken!

Im Rahmen der Projektreise nach Polen haben wir die Städte Gdańsk, Warszawa und Kraków besucht, im polnischen Parlament und der Danziger Bürgerschaft über Polens Beitritt zur EU diskutiert, haben Kirchen, Synagogen und Schlösser besichtigt, die perfekt rekonstruierten Altstädte bestaunt und jeden Tag tapfer unsere Kartoffeln aufgegessen. – Eindrucksvolle und spannende Tage also!

Das Bewegendste in dieser Zeit war jedoch der Besuch Auschwitz': Drei Tage verbrachten wir in einer Jugendbegegnungsstätte der ASF (Aktion Sühnezeichen Friedensdienste). Hier wurden wir von einem Zivildienstleistenden aus Österreich betreut, der uns in Gruppengesprächen half, unsere Eindrücke über das bekannteste Vernichtungslager des Nationalsozialismus zu verarbeiten.

Heute ist Auschwitz eine Gedenkstätte. Sie besteht aus zwei Teilen: Dem Stammlager, dessen restaurierte, steinerne Baracken heute als Ausstellungsräume dienen, und Birkenau, wo einen die Authentizität des riesigen Geländes erschaudern lässt.

Wir haben unsere Besuche auf zwei Tage verteilt, was einem mehr Zeit zur persönlichen Reflexion und somit einen tieferen Zugang zur Geschichte ermöglicht. Da unser Aufenthalt in Auschwitz auf ein Wochenende gefallen ist, blieben uns glücklicherweise lärmende Schulklassen vor Gaskammern erspart.

---

oben: Im Danziger Stadtrat. Der stellvertretende Bürgermeister Wiesław Bielanski begrüßt Hella Schultz-Buhr, die Leiterin der Projektreisegruppe.
Linke Seite oben: Die Projektgruppe am 22. 9. 2003 im Saal des Rates der Stadt Gdańsk
Unten: die Gruppe am 26. 9. 2003 mit dem Abgeordneten Pawel Poncyljusz auf der Treppe des Parlaments (Sejm) in Warschau

Die Rampe in Auschwitz-Birkenau

So gut das Museum im Stammlager auch gemacht ist, der Besuch Birkenaus hat mich sicher am meisten bewegt. Die Rampe zu betreten, auf der früher tausende Familien für die Gaskammern selektiert wurden, an Plätzen zu stehen, wo Leichenberge verbrannt wurden und die Stacheldrähte zu berühren, die als letzte Hoffnung so vielen zum Verhängnis wurden. Das sind Eindrücke, die einen so schnell nicht wieder loslassen.

Neben der Besichtigung Birkenaus hatten wir am zweiten Tag zusätzlich noch die Möglichkeit eines Zeitzeugengesprächs. Es war ein beklemmendes Gefühl, einem Polen zu begegnen, der fünf Jahre lang unter Leuten unserer Nationalität gelitten hat. Ich dachte, es müsste ihm schwer fallen, uns als Deutschen gegenüberzutreten. Er hatte beachtlicherweise aber kein Problem damit.

Besonders eine seiner Erzählungen hat mich sehr beeindruckt: Er sagte, der größte Fehler, den die Nazis gemacht hätten, war, dass sie die verschiedenen Nationalitäten und Religionen im Konzentrationslager nicht getrennt haben. Die kulturellen Unterschiede haben das Interesse an den anderen Häftlingen geweckt. Man brachte sich untereinander die Muttersprache bei und erklärte die fremden Bräuche und Feiertage. – Verständigung durch Verständnis, Verständnis durch Verständigung!

Mit der Bibliothek der Jugendbegegnungsstätte gab es einen Ort der Stille, an dem man die Eindrücke des Tages für sich etwas ordnen konnte. Hier habe

ich versucht, einige meiner Gedanken zu Papier zu bringen, wovon ich abschließend ein paar Stellen wiedergeben möchte:

Wenn Bäume sprechen könnten... Von was würden sie erzählen, von welchen Qualen berichten? Sie stehen als stille Zeugen neben den Ruinen der Gaskammern und zeigen, dass das Leben weitergeht. Ich stehe vor der Treppe, die Hunderttausende hinuntergestiegen sind, jedoch niemand wieder hinaufging. Sie wussten nicht, was sie erwartet. Schwangere, Kinder, Alte, Männer und Frauen. Ihre Asche liegt noch heute in den umliegenden Teichen oder wurde zur Düngung von Feldern benutzt. Es ist die Hilflosigkeit gegenüber der Geschichte, die einen erstarren lässt.

Ich versuche mir vorzustellen, was an dieser Stelle geschehen ist. Hier, wo die Unmenschlichkeit Realität wurde. Bestürzung und Scham, tiefe Trauer und unbeschreibbare Enttäuschung. Wie können Menschen in der Lage sein, etwas zu tun, was so grausam ist, dass man es sich nicht einmal vorzustellen vermag?

Die Treppe, die Hunderttausende hinabgingen – und niemals wieder hinauf...

Es ist ein Gefühl von Ohnmacht, das mich an diesem Ort des Schreckens ergreift. Ich fühle mich nicht schuldig, wie auch? Ich war damals noch gar nicht auf der Welt. Jedoch wächst in mir das Gefühl der Verantwortung. Die Verantwortung, aus der Geschichte zu lernen. Wenn Menschen damals zu so etwas in der Lage waren, dann sind sie es auch heute noch. Der einzige Vorteil, den wir gegenüber unseren Vorfahren haben, ist das Wissen um die Geschichte. „Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnert, ist verdammt, sie noch einmal zu durchleben." – So stand es auf einem Blumenkranz, der vor der Todesmauer im Stammlager niedergelegt wurde.

Auschwitz ist eine Gedenkstätte. Gedenken heißt Erinnern und Erinnern heißt davon reden. Das ist es, weshalb ich diesen Artikel geschrieben habe.

Martje Petersen, IV. Sem.

Essay zur Projektreise nach Polen 2003

„Hass? Nein, das ist etwas Schlechtes. Und man kann auch nicht immer trauern, sonst wird man krank!", sagte Kazimierz Smolen. Kann man diese Aussage einer vor Lebensfreude sprühenden Persönlichkeit verbinden mit einem Menschen, der Auschwitz überlebte und jetzt in Zeitzeugengesprächen immer wieder von seiner eigenen Leidenszeit erzählt? Während wir in der deutsch-polnischen Jugendbegegnungsstätte Oświęcim – so der polnische Name für Auschwitz – in einer Gesprächsrunde mit diesem für mich sehr beeindruckenden Zeitzeugen saßen, kamen mir noch einmal alle Gedanken und Gefühle in den Sinn, die ich bei den vorangegangenen Besichtigungen der Konzentrationslager Auschwitz (Stammlager) und Auschwitz-Birkenau gehabt hatte. Diese ließen sich für mich zunächst nur schwer in Verbindung bringen mit Herrn Smolen, der unserer Projektreisengruppe so ruhig und gelassen berichtete.

Die ersten Blicke auf das Stammlager Auschwitz aus der Ferne – alles sieht doch sogar recht freundlich aus, eben eine Ansammlung von Backsteinhäusern. Fast könnte es eine Feriensiedlung sein. Die ersten Gedanken stürzen mich gleich in größte Verwirrung: Wo bleibt denn das erwartete Entsetzen? Recht freundlich – darf man das denken an einem Ort, an dem 1,5 Millionen Menschen auf die grausamste Weise umgebracht wurden? Doch der Schrecken lässt nicht lange auf sich warten. Als wir die ersten Baracken betreten, die verschiedene Ausstellungen zeigen, spüre ich eine bedrückende Enge. Und je länger wir uns all diese Dinge ansehen, desto größer wird meine Fassungslosigkeit, und ich habe das Gefühl, fast nichts mehr aufnehmen zu können. Ich sehe Tonnen von Haaren, die den Opfern abrasiert wurden, um daraus Textilien herzustellen, unzählige Koffer, Teller, Brillen und andere Gebrauchsgegenstände der Menschen. Erst dadurch kann ich mir das Ausmaß der Verbrechen annäherungsweise vorstellen. Und immer wieder Fotografien:

Auschwitz-Birkenau: im Hintergrund die Ruinen der Holzbaracken

Bilder, die fröhliche SS-Männer neben ausgemergelten Häftlingen zeigen – oder Leichen. Außerdem sehen wir an diesem Tag noch den Gefängnisblock, die Todesmauer, an der die Exekutionen durchgeführt wurden, und Unmengen von Häftlingsfotos, die, stellvertretend für die Reduzierung der Menschen auf eine Nummer, eine grausame Gleichheit zeigen.

Am darauffolgenden Tag geht es genauso und doch ganz anders in Auschwitz-Birkenau weiter. Waren es im Stammlager die Enge und Fülle der Dinge, die den Schrecken nachvollziehbar machten, sind es in Birkenau die Weite eines 100 Hektar großen Areals und die Ruinen von über 300 Holzbaracken, die wie ein Mahnmal wirken. Doch eigentlich bleibt es unbegreiflich. Ich wage es mir vorzustellen, dass ich mit jedem Schritt Erde berühre, auf der Menschen umgebracht wurden. Unvorstellbar – aber die Ruinen der Gaskammern, die Wachttürme, die Zäune, die Schienen, auf denen die Transporte anrollten, all das ist echt. Als wir das Gelände verlassen, bin ich, wie schon während der gesamten Führung, immer noch kaum im Stande zu sprechen. Bei solch unfassbaren Erlebnissen, die man in Gedanken kaum nachvollziehen kann, wird es unmöglich, darüber zu sprechen. Aber auch noch

beim anschließenden Abendessen finde ich es unangemessen, meinen Tischnachbarn nach so alltäglichen Dingen wie der Butter zu fragen.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, während Kazimierz Smolen erzählte und mit uns sprach. Ein starker Kontrast zu meiner Sprachlosigkeit bei den Lagerbesichtigungen. Und er sprach ganz ohne Verbitterung. Er erzählte von der Zeit im polnischen Widerstand, von der Einweisung und den Anfängen des Konzentrationslagers Auschwitz. Er berichtete von der Solidarität unter den Häftlingen, von Hinrichtungen und gelungenen Fluchten; von Hoffnung und Angst. Er redete von der Widerstandsarbeit im Lager und von seiner Arbeit in der Schreibstube, die ihm das Leben rettete. Und von den Todesmärschen am Ende des Krieges, von seiner Rolle als Zeuge bei den Nürnberger Prozessen und seiner langjährigen Arbeit als Direktor des Museums in Auschwitz. Er erzählte von schlimmen Erlebnissen in seinem Leben, aber auch davon, dass er sie niemals totgeschwiegen hat. Immerzu hat er darüber gesprochen.

Und langsam wurde mir klar: Genauso wenig wie man ewig trauern kann, darf man ewig schweigen. Der Sinn, Auschwitz oder ein anderes Konzentrationslager zu besichtigen, sollte nicht sein, die Worte zu verlieren. Nein, der Sinn muss darin bestehen, nicht zu vergessen und gleichzeitig aus einem solchen Besuch die Kraft und den Mut zu ziehen darüber zu reden; jedem von dem Gesehenen zu berichten und mit dem gewonnenen Mut offen gegen Rassismus und Intoleranz in der heutigen Welt anzugehen.

Moritz Herzog, I. Sem.

Bericht über die Projektreise nach Sevilla

Am 21. September 2003 war es endlich soweit: Frau Lindner, Herr Mestwerdt und 16 Schüler aus dem I. und dem III. Semester traten alle mehr oder weniger wach den Flug von Hamburg nach Malaga an. Von dort aus fuhren wir mit einem glücklicherweise klimatisierten, aber nicht gerade schnellen Bus nach Sevilla. Nachdem wir unsere Zimmer in der Jugendherberge bezogen hatten, unternahmen wir einen ersten kurzen (...) Stadtrundgang mit anschließendem Besuch einer der für Sevilla typischen Tapas-Bars. Am nächsten Morgen gingen wir zur Sprachschule „Atlantika", deren Leiterin wir schon am Vorabend kennen gelernt hatten. 5 Tage lang sollten wir in drei Gruppen jeweils 4 Stunden Spanischunterricht erhalten. In den anschließenden Mittagspausen blieb uns die typisch spanische Landesküche leider vorenthalten, da die meisten Kellner unsere Bestellungen weder auf englisch noch auf spanisch verstanden, sodass die internationale Kost von Burger King zu einem festen Bestandteil unserer täglichen Versorgung wurde. Nach den täglichen Erkundungen der sevillanischen Einkaufsstraßen widmeten wir uns den zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Stadt: Zusammen mit unserer Stadtführerin Mari Cruz besichtigten wir z.B. die Catedral de Santa Maria de la Sede, die die größte gotische Kathedrale der Welt ist und die Giralda, den Glockenturm aus maurischer Zeit. Neben den eindrucksvollen Stadtpalästen wie der Casa de

Pilatos oder dem Alcazar besuchten wir auch verschiedene Museen, das Rathaus von Sevilla und die Stierkampfarena. Einige Kilometer außerhalb der Stadt befinden sich die Ruinen der ersten römischen Stadt in Spanien, Italica, bei denen jedoch unser Interesse durch eine gefühlte Temperatur von mindestens 45° schnell nachließ. Jeweils zu zweit wurden Referate über verschiedene Sehenswürdigkeiten, aber auch über die Geschichte Spaniens und Sevillas gehalten.

Am Wochenende unternahmen wir einen Ausflug an den Atlantik, am Sonntag besuchten wir einen – wie wir glaubten – typisch andalusischen Flohmarkt, auf dem man so nützliche Dinge wie 1-DM-Stücke für 12 Euro kaufen konnte. Herr Mestwerdt hatte uns zwar schon vorher vor Taschendieben gewarnt, dass jedoch alle 5 m zerrissene und komplett entleerte Bauch- und Brieftaschen auf dem Boden lagen, hatten wir dann doch nicht erwartet.

Ein besonderes Erlebnis war der Besuch der Flamenco-Bar mit einer einheimischen Tanzgruppe und jeder Menge Sangria. Am letzten Abend feierten wir in einem Paella-Restaurant Abschied und bedankten uns bei Frau Lindner und Herrn Mestwerdt für die gelungene Reise.

Am 1. Oktober machten wir uns dann zur Rückfahrt auf und kamen erschöpft, aber mit vielen positiven Eindrücken wieder in Hamburg an.

Wiebke Strenge, II. Sem

Wir sind immer für Sie da

Lufthansa
City Center
Reisebüro von Daacke
Nienstedtener Marktplatz 24 22609 Hamburg
Telefon: 822 77 20 www.lcc-hamburg.de

Im Osten viel Neues

Die „Tallinn European Union Simulation"

Eigentlich müsste die Geschichte Europas so anfangen: Es war einmal eine Gruppe von kleinen Ländern. Diese waren jahrhundertelang Schauplatz blutiger Auseinandersetzungen gewesen, bis eines Tages einer der Staaten einen „mutigen und bis dahin undenkbaren Schritt" unternehmen wollte: die Integration der westeuropäischen Kohle- und Stahlindustrie mit dem Ziel, dauerhaften Frieden zu schaffen. Dieser am 9. Mai 1950 vom französischen Außenminister Robert Schumann verkündete Plan sollte der Grundstein eines der größten Friedensprojekte der Geschichte werden, der Europäischen Union.

Seitdem ist viel passiert: 50 Jahre später besteht die EU nun nicht mehr wie anfangs aus sechs, sondern seit dem 1. Mai 2004 infolge der fünften und größten Erweiterung in der Geschichte Europas aus 25 Mitgliedsstaaten. 450 Millionen Menschen sind nun in der EU der 25 „in Vielfalt geeint". Die Spaltung Europas als Folge des Kalten Krieges ist endgültig überwunden, und der Aufbruch in eine gemeinsame Zukunft hat begonnen.

Ich hatte das Glück, die „Faszination Europa" hautnah miterleben zu dürfen. Zeitgleich mit dem Beitritt unserer meist östlichen Nachbarn fand in Estlands Hauptstadt die „TEUS – Tallinn European Union Simulation" statt. Etwa 35 Studenten aus Deutschland, Finnland, Estland, Lettland und Litauen kamen hier zusammen, um gemeinsam Ideen zur Zukunft Europas zu entwickeln, besonders bezüglich der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP).

Was EU bedeutet, bekamen wir bereits am Hamburger Flughafen zu spüren, als am Vorabend der Erweiterung eine Teilnehmerin ihren Reisepass zu Hause gelassen hatte, den sie „doch sonst noch nie brauchte". Ohne Reisepass keine Einreise. Da hilft es auch nichts, zu hören, dass man ihn „ab morgen natürlich nicht mehr braucht". (Der Reisepass kam noch rechtzeitig zum Flughafen, und so nahm das Abenteuer ein glückliches Ende)

In der einen Woche, die wir in Estland verbrachten, einem Land mit weniger Einwohnern als Hamburg, diskutierten wir mit Politikern, besuchten Außenministerium und Parlament, wurden in Parteizentralen eingeladen und schlossen internationale Freundschaften. Das Interessanteste jedoch war die Simulation der Europäischen Kommission und des Rates „Allgemeine Angelegenheiten und Außenbeziehungen" (General Affairs Council – GAC).

Am ersten Tag nahmen wir in der Rolle der unabhängigen Kommissare das Vorschlagsrecht für Gesetze wahr und arbeiteten einige Entwürfe aus, die wir an den GAC weiterreichten, den wir an den folgenden zwei Tagen simulierten. Diese enthielten u.a. die Forderung nach einem gemeinsamen europäischen Außenminister und nach Änderung der Entscheidungsfindung im Rat der Europäischen Union (z. Zt. Einstimmigkeit), um handlungsfähiger zu werden.

Die Simulation des GAC fand an der Pädagogischen Universität Tallinn statt und wurde von Dolmetscher-Studenten simultan ins Deutsche, Englische und Estnische übersetzt, um die Simulation möglichst realistisch zu gestalten. Jeder von uns repräsentierte einen der nun 25 Mitgliedsstaaten, der jedoch nicht dem Heimatland entsprach. Meine Aufgabe war es, in der Rolle Laila Freivalds' die Interessen Schwedens zu vertreten.

Wir begriffen schnell, was man braucht, um mit 25 Stimmberechtigten Gesetze in Einstimmigkeit zu verabschieden: viel Geduld und einen langen Atem. Dennoch konnten wir uns nach etwa sieben Stunden Verhandlungszeit auf einen europäischen Außenminister einigen, der vom Rat der Europäischen Union für eine Legislaturperiode von 5 Jahren, bei nur einer möglichen Wiederwahl, vorgeschlagen wird und vom Europäischen Parlament und dem Präsident der Europäischen Kommission bestätigt werden muss. Er soll für die Darstellung der EU nach außen verantwortlich sein, wobei die Entscheidungen über sein Handeln weitgehend von der Kommission getroffen werden. Das Europäische Parlament hat das Recht, ein Impeachment gegen ihn einzuleiten.

Am zweiten Tag der Simulation stand die Änderung des Abstimmungsverfahrens im Rat der Europäischen Union auf der Agenda. Nachdem uns jedoch die (simulierten) aktuellen Meldungen eines Terroranschlags in Rom erreichten, sahen wir uns unter dem Druck der Weltöffentlichkeit gezwungen, Zeichen zu setzen und zu beweisen, dass Europa handlungsfähig ist. Wir entwarfen die „Tallinn Declaration", in der der GAC öffentlich Stellung zu den Anschlägen nimmt und Europas Pflicht aufzeigt, gegen den internationalen Terrorismus vorzugehen.

Sicher haben wir in diesen drei Tagen Europa nicht revolutioniert. Wir haben weder Patentrezepte noch grundlegend neue Visionen entwickelt. Aber wir haben viel gelernt. Nicht zuletzt, was es bedeutet, in der Politik Verantwortung zu tragen. Ich habe großen Respekt vor dem, was Politiker sowohl in Europa als auch in Deutschland leisten. Daran ändern auch privat genutzte Bonusmeilen oder erschlichene Anwesenheitsgehälter wenig. Wirklich die (Mit-)Verantwortung für das Weltgeschehen zu tragen, auch nach tagelangen Verhandlungen seine Position nicht zu verlieren und ständig unter dem Druck der Öffentlichkeit zu stehen – dazu bedarf es einiges!

Im Gegensatz zu uns Teilnehmern, scheinen zahlreiche Esten in Bezug auf die EU noch Bedenken zu haben. Im September letzten Jahres haben sich im Referendum etwa 68 Prozent der Esten für einen EU-Beitritt ausgesprochen, Tendenz steigend. Dennoch gibt es viele Europa-Skeptiker, die im Beitritt den Verlust der Unabhängigkeit Estlands sehen. Wenn man die Geschichte des baltischen Landes betrachtet, kann man dies nur allzu gut nachvollziehen. Am 1. Mai war Estland gerade einmal 4636 Tage lang unabhängig – eine Zeit die in Tallinn von einem Denkmal in Form einer Uhr angezeigt wird.

Viele Esten sehen sich gegenüber Europa noch deutlich different. Als beispielsweise in der Jugendherberge das Klo verstopft war und wir für die Behebung des Schadens aufkommen sollten, fragten wir die aufgebrachte Frau an der Rezeption nach einer Versicherung. Ihre Antwort: „Wir sind doch hier nicht in Europa!"

An mancher Stelle mag man den Eindruck bekommen, Estland trete der EU nur aus finanziellen Gründen bei. Für Anliegen der Landesverteidigung setzen sie eher auf die NATO, der Estland Anfang des Jahres beigetreten ist. Eine Frau im Außenministerium äußerte sich dazu jedoch folgendermaßen: „Als wir der NATO beigetreten sind, hat es die folgenden Tage nur noch geregnet. Jetzt, eine Woche nach dem EU-Beitritt, hört die Sonne gar nicht mehr auf zu scheinen."

Wer in Estland einmal das Außenministerium besucht hat, dem wird mit Sicherheit etwas aufgefallen sein: das Alter der Angestellten. Kaum jemand ist hier über 40, viele sogar unter 30. Die meisten von ihnen sind hier, wovon man in Deutschland wohl nur träumen kann, direkt nach Abschluss ihres Studiums eingestellt worden. Dies lässt sich auf die kurze Zeit der Unabhängigkeit Estlands und die damit verbundenen besseren Fremdsprachenkenntnisse der jungen Generation zurückführen. Was heute so fortschrittlich klingt, wird jedoch zu Problemen führen, wenn die jetzt jungen Mitarbeiter gemeinsam in ihren Ämtern alt werden. Gut zu sehen ist dies momentan in der Hamburger Lehrerschaft.

Übrigens wird auch in der Europäischen Kommission dieser Altessprung sichtbar: Die am 1. Mai antretenden neuen EU-Kommissare aus den zehn Beitrittsländern sind im Schnitt 49 Jahre alt. Das Durchschnittsalter der 20 Kommissare im Klub der Fünfzehn lag dagegen bei 57.

Es gibt wohl kaum eine Situation, in der kulturelle Unterschiede stärker auffallen, als wenn man in einer internationalen Gruppe im Ausland unterwegs ist. Damit meine ich nicht nur die kleinen Missverständnisse im täglichen Leben wie z. B. dass man, wenn man von Esten in den 1. Stock geschickt wird, im Erdgeschoss bleiben sollte. Auch unser Denken und Handeln ist stärker von der jeweiligen nationalen Kultur geprägt, als man es womöglich selber sofort einsehen möchte. Viele Aktionen und Reaktionen, in internationaler Politik wie im täglichen Miteinander einer internationalen Gruppe, lassen sich daher wohl erst im Dialog besser verstehen. Woher soll man sonst z. B. wissen, dass ein stiller Finne nicht unbedingt beleidigt ist und die Aussage „Wir treffen uns nachher" ein sehr, sehr weites Interpretationsspektrum zulässt?

Vor diesem Hintergrund scheint es illusorisch, 25 Länder mit unterschiedlicher Geschichte, Kultur und Politik zu vereinen. Die EU hat es geschafft. Doch Europa wäre sicher nie entstanden, hätte es nicht Leute gegeben, die an das Undenkbare geglaubt und sich dafür eingesetzt haben. Ohne ihre Träume hätten wir nie das erreicht, was heute als selbstverständlich angesehen wird.

Denn wer von uns weiß schon noch wirklich, was Grenzen bedeuten? Wer ist sich dessen bewusst, dass es in der Welt durchaus keine Selbstverständlichkeit ist, dass Menschenrechte eingehalten werden, man offen seine Meinung sagen darf und nicht willkürlich von Polizisten verhaftet werden kann? Diese Woche hat mich einmal mehr daran erinnert, was wir Europa eigentlich zu verdanken haben.

Die Entwicklung der EU ist jedoch noch lange nicht zu Ende. Was soll aus Europa werden? Wie viel Integration brauchen wir? Wo liegen die Grenzen der Erweiterung? Soll Europa ein Staatenbund oder ein Bundesstaat sein? Brauchen wir eine gemeinsame Verteidigungspolitik? – Es gibt noch viele offene Fragen, die darauf warten, von jungen Menschen beantwortet zu werden!

Martje Petersen, IV. Sem.

UHU
stic
STABILO
Englischheft
Stella Ruttkat
Kl. 6a
STABILO
Stella R.

Ein Austauschjahr in Brasilien

Ursprünglich hatte ich vor, mein Austauschjahr in den USA zu verbringen, um dort ausführlich Englisch zu lernen. Ich bewarb mich bei einigen Organisationen und entschied mich letztendlich für AFS, eine gemeinnützige Schüleraustauschorganisation.

Schon ein halbes Jahr vor dem eigentlichen Austausch fanden im Rahmen von AFS sogenannte Vorbereitungswochenenden statt, die die Jugendlichen auf das Austauschjahr vorbereiten sollen. Während dieser Vorbereitungswochenenden rückte bei mir das Erlernen einer Sprache immer mehr in den Hintergrund. Ich begann mich mehr für das Kennenlernen einer neuen Kultur zu interessieren. Als es an der Zeit war, sich für ein Land zu entscheiden, war mir klar, dass es ein Land in Süd- oder Mittelamerika sein sollte.

Wenig später wurde mir mitgeteilt, dass ich nach Brasilien fahren würde. Anfänglich wusste ich nicht, was ich davon halten sollte und schaute mir erstmal Brasilien im Atlas an.

Als ich an Brasilien dachte, assoziierte ich Fußball, Caipirinha, Rio de Janeiro, Karneval, Capoeira und Armut, hatte aber sonst kaum Vorstellungen, was auf mich zukommen sollte.

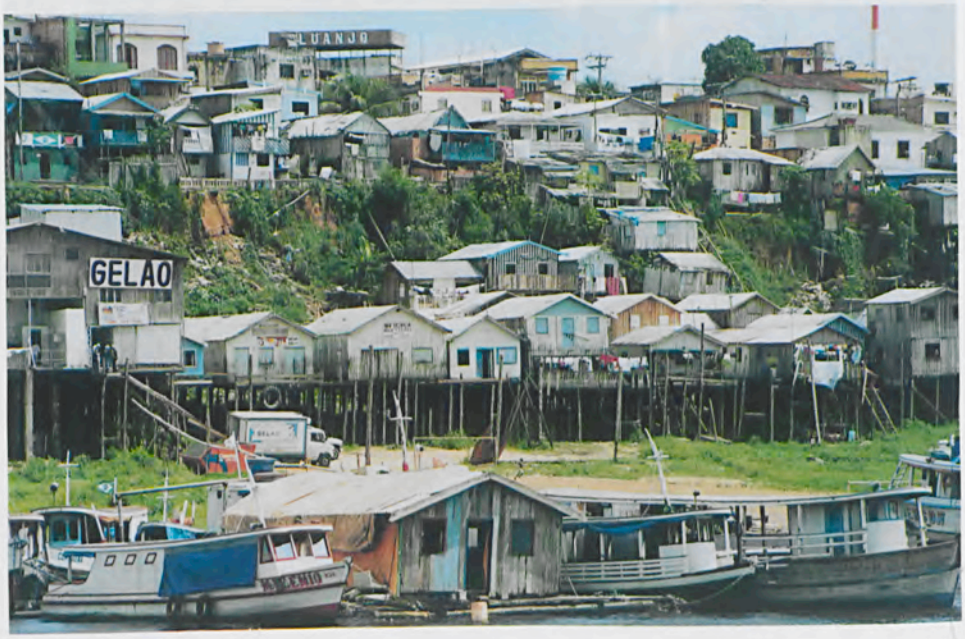
Ich kam in Brasilien an, ohne ein einziges Wort Portugiesisch sprechen zu können.

Englisch ist zwar erste Fremdsprache an den meisten Schulen, jedoch beherrschen nur die wenigsten Brasilianer eine zweite Sprache. Das Portugiesische machte mir in den ersten Monaten allerdings weniger Probleme als zum Beispiel die für mich ungewohnte Armut in Brasilien. Am ersten Tag, als meine Gastfamilie mich vom Flughafen abholte und wir mit dem Auto in unsere Stadt fuhren, wurde ich mit Armut konfrontiert, die ich mir trotz allem Vorwissen nicht hatte in diesem Maße vorstellen können. Die Straße, auf der wir fuhren, führte an Unmengen von eng aneinandergereihten, kleinen Holzhütten vorbei, die mir so simpel gebaut schienen, dass ich vermute, sie könnten keinem starken Wind oder Regenschauer standhalten. Um die Hütten herum glich es einer Müllhalde. Anscheinend hatte es vor kurzem geregnet, und die Häuser waren teils überschwemmt. Unter vielen Brücken, an denen wir vorbeifuhren, waren Zelte aufgeschlagen. Es sah alles schmutzig und elend aus. Geschockt von diesen ersten Eindrücken fragte ich meine Gasteltern, ob das „favelas" (slums) seien. Sie verneinten und erzählten daraufhin, dass diese Ansiedlungen normal wären.

Der Kulturschock in den ersten Monaten war enorm. Das Essen, die Schule, das Familienleben, das Klima... eigentlich alles verlangte von mir eine Umstellung. Die brasilianische Lebensfreude und das südamerikanische Temperament machten mir es sehr einfach, mich in einer Welt einzuleben, die wirklich gar nichts gemeinsam hatte mit meinem Leben in Deutschland. Schon in den ersten Wochen hatte ich in meiner Stadt so viele Leute kennengelernt, dass es mir unmöglich war, alle Namen zu behalten. Von meinen Gasteltern oder von meinem Gastbruder wurde ich mehrmals in der Woche zu Besuchen bei Freunden, Festen oder „churrascos" (barbecues) mitgenommen. Dort wurden mir dann alle anwesenden Personen vorgestellt, die mir wiederum, wenn sie mich auf der Straße trafen, ihre Freunde oder Familienan-

Regenwald am Amazonas

PACHECO
PAPELARIA
TATTOO


GELAO

gehörigen vorstellten. So hatte ich nach einigen Wochen schon einen sehr hohen Bekanntheitsgrad. Immer wieder war ich überrascht, von Personen erkannt oder angesprochen zu werden, die ich nicht kannte. Dies ist zum einen auf das große Interesse und die Neugier, zum anderen auf die große Redefreudigkeit der Brasilianer zurückzuführen.

Was mir in diesem Zusammenhang auffiel, war die Großherzigkeit und die Offenheit, die mir entgegengebracht wurde. Dies zeigte sich besonders in der Schule.

Am Abend vor meinem ersten Schultag hatte ich mir Gedanken darüber gemacht, wie es in der Schule sein würde. Ich hoffte, mich gut etablieren zu können.

Meine Bedenken waren, wie der erste Schultag es zeigte, allerdings umsonst.

Die Schule, die ich besuchte, galt als eine der besten Schulen in der Stadt (ca. 200.000 Einwohner). Es war eine Privatschule und dementsprechend auch nur von Kindern und Jugendlichen aus wohlhabenden Familien besucht. Trotzdem war das Bildungsniveau erschreckend niedrig. An meinem ersten Schultag wurde ich von dem Schulleiter einer Klasse vorgestellt, in der ich am Unterricht teilnehmen sollte. Nachdem der Schulleiter den Raum verlassen und ich mich gesetzt hatte, drehten sich fast alle Schüler zu mir um.

Die Jungs fingen an, mir Fragen zu stellen und hielten mir die 0:2 Niederlage Deutschlands im WM-Finale 2002 vor. Zum Glück verstand ich so gut wie nichts, da ich noch kein Portugiesisch sprach. Als meine Mitschüler merkten, dass sie mit Portugiesisch bei mir nicht weit kämen, „versuchten" sie es mit Englisch, gaben dies jedoch auch auf und zeichneten mir schließlich auf Papier, was sie mir zu sagen hatten. Dieser erste Schultag imponierte mir sehr. Ohne dass ich es wollte, hatte ich den Rest des Schultages auf den Kopf gestellt, weil meine Mitschüler während des Unterrichtes versuchten, mir Sachen zu zeigen, vorzuführen oder Portugiesisch beizubringen. Die Lehrer kamen dagegen nicht an und gaben es nach einiger Zeit auf. Ohne mein Zutun wurde ich so spielend in die Klassengemeinschaft integriert. In meiner Klasse gab es 45 Schüler, von denen jeder einen Einzeltisch hatte.

Etwa die Hälfte der Schüler beteiligte sich am Unterricht. Die andere Hälfte schlief oder beschäftigte sich mit irgendetwas anderem. Den meist sehr jungen Lehrern machte das wenig aus. Wer aufpassen wollte, konnte aufpassen und wer nicht aufpassen wollte, konnte etwas anderes tun, solange das Arbeitsklima nicht dabei gestört wurde (was sehr häufig der Fall war). Das Verhältnis zwischen Lehrkräften und Schülern war sehr entspannt. Die Lehrer wurden mit dem Vornamen angeredet, nur der Schulleiter hatte eine besondere Stellung.

Das Unterrichtsniveau der damaligen 11ten Klasse entsprach in etwa der 9ten, 10ten Klasse eines deutschen Gymnasiums. Weil es eine Privatschule war, standen genügend Lehrmittel zur Verfügung. Außerdem gab es eine moderne Sporthalle mit zwei kleinen Fußballfeldern.

---

linke Seite oben: Straße in Rio de Janeiro, im Hintergrund Favelas
unten: Wohnhäuser am Ufer des Rio Amazonas in Manaus

Im Sportunterricht wurde ausschließlich Fußball oder Volleyball gespielt. Die Jungs spielten Fußball und die Mädchen Volleyball. Niemand ist in der Zeit, in der ich dort war, auf die Idee gekommen, etwas anderes im Sportunterricht zu machen. Die Pausen unterschieden sich auch sehr von dem deutschen Schulalltag. Es gab nur eine große Pause von 25 Minuten bei 5 Schulstunden täglich. In der Pause wurde über die Schullautsprecher Musik angestellt. Allgemein war die ganze Atmosphäre sehr locker, allerdings das Bildungsniveau auch sehr niedrig.

Die Bildung an staatlichen Schulen ist sehr schlecht. Oft fehlen die Mittel, um anspruchsvollen Unterricht gestalten zu können. Zudem sind die Lehrkräfte häufig nicht qualifiziert genug.

Gute Bildung in Brasilien ist teuer. Nur die wenigsten können ihren Kindern einen Platz an einer privaten Schule finanzieren. Aber auch eine private Schule garantiert nicht für eine gute Bildung. Es ist sehr üblich, dass die Schüler Kurse in privaten „Nachhilfeunternehmen" belegen. Dies ist wiederum nur den wohlhabenden Familien vorbehalten.

Nach 11 Jahren Schule ist der erste Bildungsweg abgeschlossen. Es ist üblich, dass die Schüler danach einen einjährigen Kurs besuchen, um auf die Aufnahmeprüfungen der Universitäten vorbereitet zu sein.

Die Bevölkerung Brasiliens unterteilt sich ungefähr in 60% arm, 30% Mittelstand und 10% reich. Das Bildungssystem trägt nicht gerade viel dazu bei, an diesen Werten etwas zu ändern.

Es ist durchaus möglich, dass auch aus armen Umfeldern stammende Kinder gute Bildung erhalten, aber die Armut und die damit verbundenen Lebensumstände erschweren dies.

In Brasilien besteht eine riesige Kluft zwischen arm und reich. Der kleine Mittelstand ist nur eine schmale Brücke. Die Reichen leben fast komplett abgeschottet von den übrigen Brasilianern. Wer Geld hat, lebt in „condominiums" (umzäunte, bewachte, private Wohnanlagen mit Pförtner). Außerdem gibt es Strand- und Tennisclubs, eigene Bars und Restaurants, alles streng bewacht und nur mit dem nötigen „Kleingeld" zu bezahlen.

Die Kinder werden mit dem Auto überall hingebracht und abgeholt, oder es wird ein Taxi gemietet. In manchen Großstädten haben wohlhabende Familien einen eigenen Helicopter, um schnell und sicher von Ort zu Ort zu kommen.

Der auf wenige Menschen konzentrierte Reichtum hat viel Armut zur Folge. Armut bedeutet in Brasilien besonders in den Großstädten häufig Kriminalität.

Wer Geld hat, muss sich besonders in Acht nehmen, nicht beklaut oder überfallen zu werden. Dem entgeht die reiche Bevölkerung, indem sie sich weitgehend abschottet.

Die Kriminalität war ein Punkt, der das Leben in Brasilien für mich eingeschränkt hat. Mir wurde als erstes klargemacht, dass ich mich nicht während der Dunkelheit auf der Straße aufhalten sollte und schon gar nicht nachts. Gerade in Großstädten ist auch das Alltagsleben sehr gefährlich.

Genauso wie die reiche Bevölkerung führt auch die arme Bevölkerung ein abgeschottetes Leben. In Großstädten leben viele Familien in „favelas" (Elendsviertel).

Diese Viertel beherbergen zum Teil über 100.000 Einwohner. Von der Struktur her sind es eigenständige Städte. Es gibt dort alles, was benötigt wird. Häufig haben die Haushalte sogar einen Fernseher und einen Kühlschrank.

Das Leben in Brasilien ist von einer ungeheuren Vielfalt geprägt. Ich hatte manchmal das Gefühl, dass es von allem etwas gibt. Nicht nur die abwechslungsreiche Natur, sondern auch die großen Unterschiede der Bevölkerung, zwischen den gesellschaftlichen Klassen und den verschiedenen Regionen des Landes, ließen mich manchmal denken, Brasilien bestünde aus etwa fünf eigenständigen Staaten. Der Nationalstolz, den man in Brasilien sehr ausgeprägt vorfindet, vereint alle Brasilianer. Das Land hat so viele schöne Seiten, dass ich das einerseits immer gut nachvollziehen konnte. Andererseits konnte ich nie verstehen, wie man so stolz auf ein Land sein kann, in dem so viele Missstände herrschen.

Ich habe Brasilien als ein Land kennengelernt, welches an erster Stelle durch sein offenherziges Volk besticht. Die umwerfend schöne Landesnatur zusammen mit dem „Samba", „Carnavàl", „Capoeira" und „Futebol" machen das brasilianische Lebensgefühl aus, welches zu erleben eine Reise wert ist.

Clemens Unruh

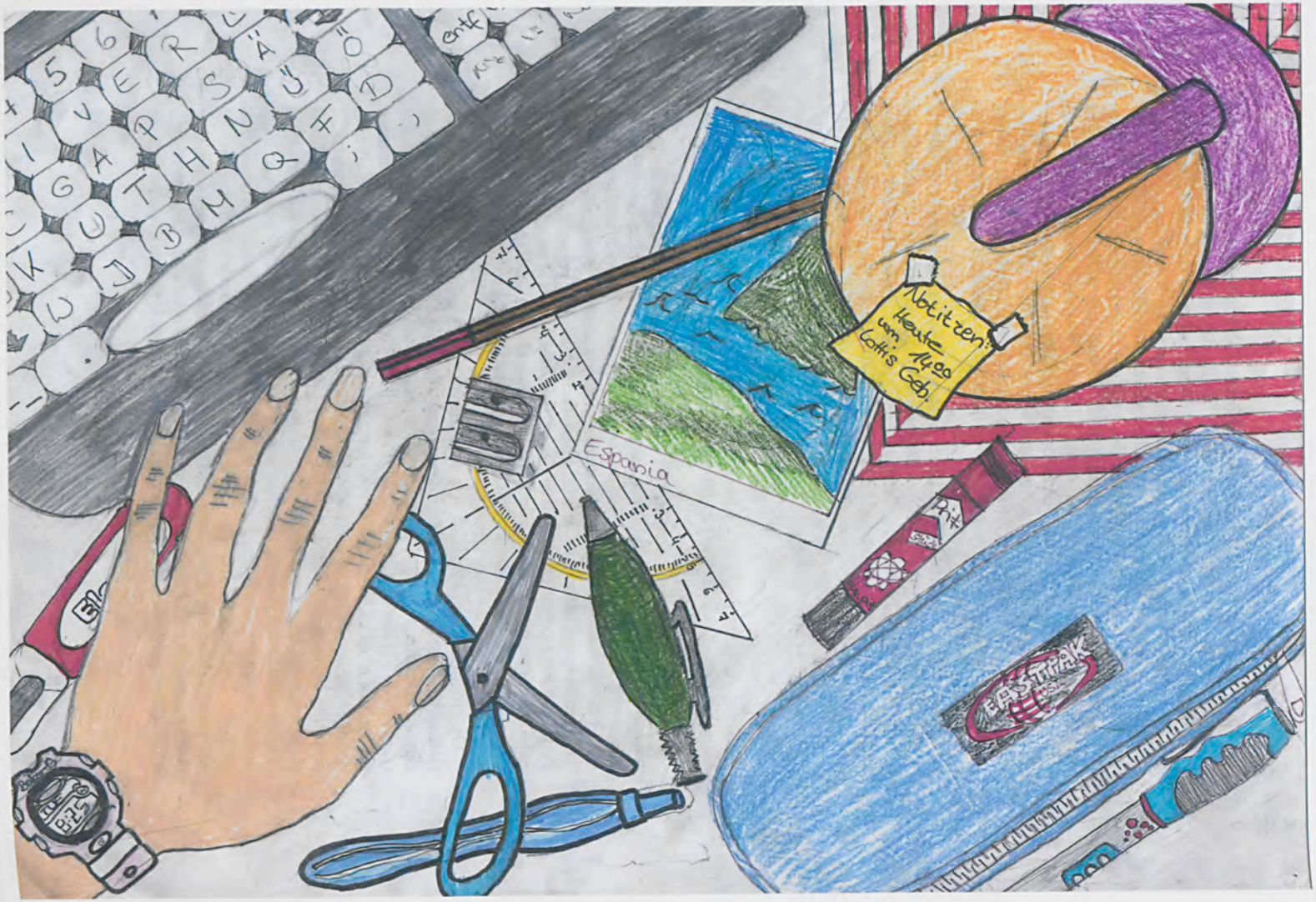
Ein Term in Teignmouth

Etwa die Hälfte der elften Klasse verbrachte ich in Devon, England. Ich besuchte „Trinity School", ein Internat in Teignmouth. Diese beschauliche Kleinstadt liegt direkt an der Küste der „englischen Riviera". In einer Familie zu leben, kam für mich nicht in Frage. Obwohl nur wenige Internate in England einen Aufenthalt für nur einen Term gewähren, war es kein großes Problem, ein passendes zu finden.„Trinity School" beherbergt ungefähr 600 Schüler, davon nur 100 „Boarder", die in einem alten Backsteingebäude wohnen. Ich teilte das Zimmer mit einem deutschen und einem japanischen Schüler.

Die Atmosphäre empfand ich von Anfang an als sehr persönlich und freundlich. Am dritten Tag begrüßten mich alle Lehrer mit Namen. Sie halfen mir, den Stundenplan zusammenzustellen, und ich konnte sie jederzeit um Rat fragen. Als Fächer hatte ich mir Mathematik, Geschichte, Design Technology, Spanisch und EFL (English as a foreign Language) ausgewählt. Weil man weniger Fächer belegt als in unseren Schulen, ist der Unterricht sehr intensiv. Es stellte sich heraus, dass das Fach Design Technology zwar nichts mit Computern zu tun hatte, wie ich dachte, es mir aber trotzdem viel Spaß machte.

Übersetzt heisst es wohl eher Industriedesign, denn wir entwarfen und bauten Alltagsgegenstände aus Holz und Metall.

Unser Tag begann mit dem obligatorischen Krawattenknotenbinden und einem pünktlichen (!) Frühstück. Wer sich um 8.30 nicht eingefunden hatte, mußte darauf verzichten. Anschließend folgte die sogenannte „registration", um die Anwesenheit jedes Schülers festzustellen. Der Unterricht dauerte dann


Notitzen:
Heute
um 14⁰⁰
Lottis Geb.
Espania
EASTPAK

Pooh
Hubba Bubba
EASTRAK
Flavia
Stundenplan
Dienstag
Mittwoch
Donnerstag
Freitag
Kunst
Mathe
Chor
Musik
Kunst
Deutsch
English
Bio
Sport
Mathe
Sport
Latein
English
Latein
Mathe
Musik
Flavia Tip-Ex
8:54
Flavia

bis 12.30 Uhr. Mittags hatte man die Wahl zwischen „Baguette“ und „Hot Lunch“. Das Essen war nicht immer verlockend. Nach Unterrichtsschluss um 17 Uhr begann um 18 Uhr die Study Time für die Hausaufgaben. Diese Zeit durfte man auf keinen Fall darauf verwenden, zu schlafen oder im Internet zu surfen. Im ersten Fall wurde man geweckt und erhielt eine Strafe (schoolduty), im zweiten Fall erschien auf dem Bildschirm der Hinweis „Go back to Work“, denn alle Anschlüsse wurden zentral überwacht.

Überhaupt war ich überrascht, wie reglementiert das Internatsleben in England wirklich ist. Viele Leute hatten mir zwar schon im Vorfeld davon berichtet, richtig bewusst wurde es mir aber erst, als ich es selbst zu spüren bekam. Nach dem Abendessen herrscht Ausgehverbot. Eventuelle Pläne, z.B. in der Woche einkaufen zu gehen, kann man also getrost vergessen. An Wochenenden darf der Schüler einen Nachmittag und einen Abend bis elf Uhr abends ausgehen. Dabei werden tunlichst keine „Pubs“ besucht – das ist verboten. Der geringen Einwohnerzahl zum Trotz gibt es nämlich sehr viele Kneipen in Teignmouth. Sie werden regelmäßig von Lehrern frequentiert – auf der intensiven Suche nach minderjährigen Bierkonsumenten. Sollte der Schüler Alkohol trinken wollen, tut er das in einem Restaurant und muss ein Gericht dazu bestellen. Der Rückweg zur Schule erfolgt zwangsläufig per Taxi. Hinlaufen darf man selbständig. Wer Verbote überschritt, riskierte den Schulverweis. Während meines kurzen Aufenthaltes mußten zwei Mitschüler die Schule wegen Rauchens und „unsittlichen Verhaltens“ ganz verlassen, fünf weitere wurden verwarnt und für eine Woche „beurlaubt“.

Bemerkenswert finde ich, wie englische Schulen den Begriff „Autorität“ definieren. Der Zehntklässler beispielsweise ist sich bewusst, dass er hierarchisch unter dem Elftklässler steht, und zollt ihm den Respekt. Je höher die Klasse, desto mehr Privilegien werden dem Schüler eingeräumt. Zeichnet sich ein Schüler durch besonders gute Noten und gutes Betragen aus, wird er feierlich zum „Prefect“ ernannt. „Prefects“ dürfen andere Schüler ermahnen und tragen stets ein Heft bei sich, in dem sie notieren, wer sich wann unziemlich verhalten hat. Jeder „Prefect“ bekommt einen Anstecker, der an den Anzug gepinnt werden muss. Das motiviert stark, und viele nehmen sich ältere Schüler zum Vorbild.

Sollten Sie jetzt eine negative Meinung zu englischen Internaten haben, war das nicht meine Absicht. Für mich war es trotz einiger Einschränkungen eine sehr gute Erfahrung. Ich habe viele Freunde gefunden, zu denen ich immer noch per eMail Kontakt halte, und nicht zuletzt ist mein Englisch um Klassen besser geworden.

Julian Dee, VS

Sechs Monate in den USA

Als ich in die zehnte Klasse kam, informierte man uns, dass wir das kommende Jahr im Ausland verbringen könnten.

Da meine beiden Geschwister dieses Austauschjahr bereits mitgemacht hatten und begeistert wiedergekommen waren, war ich bald davon überzeugt, dass auch ich ins Ausland fahren müsste.

Alles Gute für Sie!®

Moderne Einkaufsstätten
für Lebensmittel aller Art

SPAR

SUPERMÄRKTE

August Glasmeyer
Waitzstraße 1– 3 • Tel. 89 43 64 • Fax: 890 43 47
Kalckreuthweg 90 • Tel. 89 44 64 • Fax: 890 43 57
www.glasco.de

Wir liefern mittwochs und freitags ins Haus

Unsere Öffnungszeiten:

Montag–Freitag	8.00–20.00 Uhr
Sonnabend	8.00–18.00 Uhr

Beachten Sie unsere ständigen Sonderangebote

Die USA wären zwar nicht die einzige Möglichkeit gewesen, da ich mein Jahr aber außerhalb Europas verbringen wollte, legte ich mich nach kurzer Überlegung auf die USA fest, bewarb mich bei einer entsprechenden Organisation (EF) und flog schließlich in den Sommerferien nach Rochester im Nordosten des Staates New York, etwa 200 km von der kanadischen Grenze entfernt, um dort bei einer Gastfamilie in der Nähe unterzukommen.

Mein Gastvater arbeitete bei einer Energieversorgungsfirma, meine Gastmutter als Aufsicht in der Schule und meine Gastgeschwister gingen noch zur

Marokko
Tunesien
SUDAN
ÄGYPTEN
Zentral Afrika
Liberia

Schule, die Gastschwester war in ihrem zweiten Jahr an der Niagara University, ihr Bruder war etwa so alt wie ich und in der zwölften Klasse der High School.

Ich wohnte in dem Dorf Chili, das etwa 20 Minuten von Rochester entfernt ist und ging auf die Churchville-Chili-Senior-High-School.

Ich hab den Unterricht immer als ziemlich einfach empfunden und musste mich auch nicht besonders stark anstrengen, um recht gute Noten zu bekommen. Zu den Pflichtfächern Englisch, Sport und American History wählte ich Precalculus (also den zweithöchsten Mathekurs), einen Programmierkurs, Physik und einen Design-Kurs, der sich aber bald als Kurs für kleinere Kinder entpuppte. Besonders angenehm sind mir meine Lehrer in Erinnerung geblieben, die viel jünger und deshalb auch witziger und interessanter waren, als die meisten deutschen Lehrer, obwohl der Unterricht sicherlich auf einem sehr viel niedrigeren Niveau lag, unter anderem, weil es in Amerika in der Regel keine mündliche Note gibt.

Im Leben der meisten amerikanischen Schüler steht die Schule aber auch nicht so sehr im Mittelpunkt wie in Deutschland, viel wichtiger sind ihnen Sport oder andere Aktivitäten in der Schule. Jeden Tag nach der Schule gab es ein zweistündiges Training, so dass man etwa um fünf völlig erschöpft nach Hause kam. Als sehr positiv empfand ich, dass sich die Schüler auch sehr mit ihrer Schule identifizieren. Am Nachmittag bin ich z. B. oft zu Spielen der Schulteams gegangen, und auch meine eigenen Spiele waren regelmäßig gut besucht. Ich war nämlich Anfang des Jahres in das Fußballteam eingetreten. Man würde vielleicht nicht annehmen, dass in Amerika wirklich guter Fußball gespielt würde, allerdings stellte ich ziemlich schnell fest, dass ich dort doch noch einiges lernen konnte. Darüber hinaus bestimmt die Zugehörigkeit zu einem Team auch das Ansehen eines Schülers maßgeblich, am Tag nach dem Spiel spricht sich meistens schnell herum, wer ein Tor geschossen oder eine rote Karte bekommen hat, zumal einige Ergebnisse jeden Morgen bei der Ansprache über Lautsprecher verkündet werden.

Im Team fand ich auch schnell einige Freunde, schon allein, weil ich auf der Ersatzbank dazu schließlich genug Zeit hatte.

Überhaupt war es im Allgemeinen relativ leicht, neue Bekanntschaften zu schließen, Amerikaner gehen oft viel offener und neugieriger auf Fremde zu, und von der ihnen häufig unterstellten Arroganz gegenüber Ausländern hab ich nie irgendetwas gespürt.

Im Laufe der Zeit wurde das Verhältnis zu meiner Gastfamilie leider immer angespannter, und so stand ich am Ende des Jahres vor der Wahl, zu einer neuen Familie in einem neuen Bezirk zu gehen und eine andere Schule zu besuchen oder nach Hause zu fahren. Da ich in einer neuen Schule noch mal von ganz vorne hätte anfangen müssen, entschloss ich mich, mein Amerikaabenteuer frühzeitig zu beenden und flog im Dezember zurück nach Hamburg. Die Zeit in Amerika hab ich aber trotzdem als überwiegend positiv in Erinnerung und sie hat mir zu deutlich mehr Selbstständigkeit verholfen. Obwohl meine Reise ein so unangenehmes Ende hatte, würde ich doch jedem empfehlen, das Gleiche zu wagen.

Alexander Bauer

Irland

Als irgendwann im letzten Sommer endlich die lang erwartete Aufnahme-Bestätigung aus Irland kam, sah ich meinem kommenden Auslandsaufenthalt mit eher gemischten Gefühlen entgegen. Lohnte es sich wirklich, 8 Monate lang mein Leben „aufzugeben", um in einem fremden Land mit gänzlich unbekannten Leuten auf eine fremde Schule zu gehen und eine fremde Sprache zu sprechen? Dann lern ich eben alles kennen, dachte ich mir und dachte mir vorläufig auch nichts weiter dabei. Doch je näher mein Abflug rückte, desto stärker begann ich an meiner Entscheidung zu zweifeln. Und als ich schließlich im Flieger saß, haderte ich gar mit meinem „Schicksal". Vor einem Jahr, als ich entschied, dass irgendetwas mit meinem katastrophalen Englisch geschehen müsse, war das alles ja noch so weit hin und völlig irreal gewesen. In Dublin angekommen, stellte sich dann heraus, dass mein komplettes Gepäck irgendwo in den Tiefen des Londoner Flughafens verschollen war, was nicht wirklich dazu beitrug, meine Untergangsstimmung zu bessern. Mein Gepäck sollte übrigens mit schöner Regelmäßigkeit auf dieser Strecke verschwinden.

Doch nach zwei Tagen in Dublin dachte ich schon ganz anders über dieses merkwürdige Fleckchen Erde. Ich hatte bis dahin nur von den politischen Konflikten, grünen Wiesen und dem schwarzen Bier gehört, doch diese Dinge erwiesen sich als die Spitze des Eisbergs: Dublin ist eine sehr junge Stadt mit einem wunderschönen Straßenbild und einem Pub in jeder zweiten Straße (selbst Multyfarnham – ein Dorf mit nur einer Straße – besaß zwei(!)).

Die Wirtschaft erlebt einen enormen Aufschwung. Die Menschen sind bereit hart dafür zu arbeiten und bleiben dennoch sehr freundlich und offen, allerdings auch sehr entspannt und etwas chaotisch. Ein amüsantes Exempel: An jeder Dubliner Bushaltestelle hängt eine ganze Galerie von intakten Fahrplänen, doch sicher ist, dass niemals ein Bus nach Plan fahren wird.

10 Minuten Verspätung sind meistens das Minimum in Irland.

Aber vielleicht ist gerade die fehlende Hektik das Besondere an der Großstadt Dublin ...

Nun gefiel mir diese Insel also ausgesprochen gut; Ich hatte nur leider immer noch nicht genügend Motivation zusammen, um mich auch auf die Schule zu freuen. Meine größten Ängste waren wohl das „Eingesperrtsein" im Internat oder als Außenseiter da zu stehen.

Die Busfahrt zur Schule zeigte mir dann Irlands grüne Seiten, eine Menge Schafe, und zudem wurde ich auch das erste Mal mit dem irischen Fahrstil konfrontiert. Der Schulbusfahrer fuhr wie ein betrunkener Motorradfahrer ohne Führerschein. Das Gefühl hatte ich zumindest.

In eben diesem Bus saßen außer mir noch vier andere deutsche Mädels, und ich begann mich allmählich auf dieses Abenteuer Ausland zu freuen.

Allerdings legte sich diese zwischenzeitliche Euphorie, als wir in der Schule ankamen. Mein erster Eindruck war: Ich bin im Gefängnis gelandet! Ein grauer Hof mit Basketball-Equipment, umgeben von grauen Mauern und die „Insassen" glotzten uns an, als wären wir Aliens. Nächster Schock: Mein Bett stand in einem riesigen Zimmer mit acht weiteren Schlafstätten und sah aus, als würde es bei der geringsten Belastung seinen Dienst quittieren. Positiver

Tokyo Mew Mew
REIKO YOSHIDA
MIA IKUMI
Carlsen Comics
POLYMERIZATION
MYSTISCHE ELFE
Harlie's BROTHER
Geso-tonik
Deutsch
SCHWARZES LOCH
Englisch B.

Aspekt: Die Berlinerin aus dem Bus war mit mir im selben Zimmer gelandet. Wir guckten einander an und fingen an zu lachen. Diese Szene beschreibt unser Zusammenwohnen der nächsten Monate dann auch schon ziemlich gut. Unsere irischen Raumgenossinnen bestaunten uns ebenfalls, waren jedoch erheblich gesprächiger als die Jungs im Hof. Sie redeten alle in einer Geschwindigkeit auf uns ein, als wäre jede verlorene Sekunde strafbar, so kam es mir zumindest vor, und ich dachte: Klasse, jetzt verstehe ich in diesem Wahnsinnshaus nicht einmal die Sprache.

Das war also der Anfang, und jener erste Eindruck war gar nicht so falsch, ausgenommen zwei grundlegende Dinge: Das Verständigungsproblem löste sich innerhalb einer Woche, und meine Außenseiterangst erwies sich als absolut unbegründet, da uns Deutsche allein die gemeinsame Sprache zu Gleichgesinnten machte und die Iren zudem ein überaus kontaktfreudiges und offenes Völkchen sind. Außerdem gab es auf der anderen Seite der Schule noch zwei riesige Rugby-Felder und sonstige sportive Einrichtungen, und der Blick aus dem Fenster gab ein beträchtliches Panorama auf Irland frei.

Ich könnte noch stundenlang über alle möglichen Ereignisse und Vorkommnisse reden, doch das würde hier vermutlich den Rahmen sprengen, also werde ich mich darauf beschränken festzustellen, dass der Tagesablauf im Internat eher inflexibel ist und dass Rugby ein ziemlich merkwürdiger Sport ist. Die Iren sind alle extrem Rugby-fanatisch und zu Tode betrübt, wenn die eigene, wahlweise die Lieblingsmannschaft, verliert. Ich für meinen Teil habe es nie geschafft, die Regeln dieses Spiels zu verstehen. Auch, wenn man das niemals vermuten würde: Beim Rugby gibt es ein regelrechtes Gebirge von Regeln! Man kann auch ziemlich genau sehen, wer diesem Hobby frönt, denn nach einem Spiel wandelt eine beträchtliche Anzahl junger Athleten mit diversen sichtbaren Blessuren, Krücken und Verbänden umher. Dieses professionelle Prügeln hat mich irgendwie fasziniert, obwohl es uns Mädchen (leider?) verboten war, daran Teil zu nehmen.

Des weiteren erwähnenswert wären vielleicht noch die Probe-Feueralarme in der Nacht und dann der echte Brand und die daraus gewonnene Erkenntnis, dass Heizdecken außerordentlich leicht entflammbar sind. Oder als während der Physikstunde der Wasserhahn explodierte und Mara (die Berlinerin) und ich uns vor Lachen nicht mehr halten konnten, während die Iren alle etwas verdattert dreinblickten.

Es gäbe noch so einiges Erwähnenswerte, daher stelle ich hier nur noch fest, dass man trotz sehr strikter Regeln eine ganze Menge Unfug treiben kann, dass mir der Abschied sehr schwer fiel, ich viele gute Freunde gefunden habe, dieses Land mich auf jeden Fall wiedersehen wird und dass es kein Problem darstellt, morgens um 9.00 Uhr auf dem Dubliner Flughafen einen Baileys zu bekommen.

Cristina Walterspiel, VS d

Japan-Aufenthalt 2002/2003

Ein kleiner Einblick in mein Jahr im Land des unbegrenzten Karaoke-Singens und Omochi-Essens

Vorbereitung: Was soll es denn geben, hm? Diese Frage stellte sich mir im Winter 2001, als ich endlich beschlossen hatte, nun doch ein Jährchen im Ausland zu verbringen. Irland war eine Möglichkeit, oder vielleicht Neuseeland. Aber Moment mal ..., warum wurde ich von meinen Freunden immer Japsethai genannt? Weil ich tagein tagaus über Japan redete! Ich war zwar noch nie dagewesen, wegen meiner japanischen Nachbarn hatte ich aber schon jede Menge zu erzählen. Ich bin sehr gut mit den beiden Söhnen unserer Nachbarn befreundet, und es gab Zeiten, in denen ich fast jeden Tag einmal bei ihnen war. Außerdem hatten wir ein paar Jahre zuvor einen japanischen Studenten für ein halbes Jahr bei uns aufgenommen, mit dem wir immer noch in engem Kontakt stehen. Von meiner Leidenschaft für Mangas und Gundams ganz zu schweigen.

Hm, Japan also. Mittlerweile war es bereits Frühjahr 2002 und für die Anmeldung bei einer Organisation schon reichlich spät. Unsere Nachbarn erinnerten mich dann an ihren Freund in Tokio, der mit seiner Familie (4 Kinder) dort wohnte und den ich bei seinem Besuch hier in Deutschland bereits kennen gelernt hatte. Ich schrieb also einen Brief auf japanisch an ihn, (mit reichlich Hilfe), und erkundigte mich, ob er mich nicht für ein Jahr bei sich aufnehmen könne. Kurze Zeit später hielt ich einen Brief in Händen mit der Einladung, für ein Jahr nach Tokio zu kommen. Mein zukünftiger Gastvater suchte eine Schule in der Nähe seines Hauses aus, die bereits regelmäßigen Austausch mit einer Berliner Schule hatte, und nach einem erneuten Briefwechsel war mein Auslandsaufenthalt organisiert.

Nun, so einfach wie eben beschrieben ging es dann doch nicht. Hätte mein Gastvater nicht durch allerlei Connections ein Jahres-Visum für mich ergattert, das man normalerweise nur durch eine Organisation bekommt, hätte ich das Jahr wohl in Hamburg verbringen müssen.

Der Flug: Über den 18 Stunden langen Flug muss nicht viel erzählt werden, denn der sah ähnlich aus wie bei den meisten anderen weit Reisenden, nur mit wesentlich mehr Japanern an Bord.

An einem Freitag Mittag hatte ich also endlich japanischen Boden unter den Füßen. Kurz vor der Handgepäckkontrolle ging ich auf die Toilette, um mich frisch zu machen; ich wollte meiner neuen Familie ja möglichst wach unter die Augen treten. Als ich wieder zur Kontrollstelle kam, hatte sich der Pulk von Fluggästen schon aufgelöst, und ich ging den Nachzüglern hinterher. Mit einem Flughafenbus fuhr ich zum nächsten Terminal, um mein Gepäck abzuholen und meine Hostfamily zu begrüßen.

Pustekuchen! Ich hatte gerade noch Zeit, mich darüber zu wundern, wieso auf einem so großen Flughafen so wenig Leute unterwegs waren, da traf es mich auch schon wie ein Blitz. Ich hatte den falschen Bus genommen und war nun im Terminal für Anschlussflüge! Nach einer halben Stunde fand ich endlich eine nette junge Japanerin, die ausreichend Englisch verstand, um mir zu erklären, dass der nächste Bus zu meinem Terminal in etwa einer Stunde fahre!

Ein Teil meiner Gastfamilie in unserer Wohnung: Vater, Mutter, jüngster Sohn, älteste Tochter und der Austauschsohn

Ohne Möglichkeit, meine Hostfamily zu kontaktieren, blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten und darauf zu hoffen, sie würden es mir gleichtun. Zwei Stunden später schlossen mich dann aber doch noch mein zukünftiger Gastvater und Gastbruder in die Arme ... na gut, sie verbeugten sich.

New Home: Ich hatte zu Anfang noch zwei Wochen Schulferien, und die verbrachte ich in erster Linie damit, mir japanische Süßigkeiten zu kaufen (Für Omochis, Klebereisbällchen mit roter Bohnenpaste, könnte ich töten!) und mit meiner neuen Familie Tempel und Schreine zu besuchen. Ich lernte, dass viele Japaner gleich mehrere Religionen als ihre eigenen betrachten. Schintoismus als Staatsreligion, Buddhismus für die Verehrung der Toten, und manchmal sogar Christentum, z. B. für Hochzeiten. Dadurch, dass in Japan die Vorstellung von einer einzigen, unumstößlichen Wahrheit kaum verbreitet ist, ist dieser Mix vermutlich zu erklären.

Ich verstand mich auf Abhieb mit allen vier Hostgeschwistern, die, für Japan nicht untypisch, mit 17 (J), 22 (M), 26 (J) und 28 (M) alle noch zu Hause wohnten. Mein Gastvater hatte auf das Grundstück ihres früheren Hauses, in einer 20 Minuten vom Zentrum entfernten Wohngegend, vorausschauend ein neunstöckiges Hochhaus bauen lassen. Er wohnt mit seiner Familie ganz oben und jedes Kind hat ein eigenes Zimmer.

Meines war komischerweise das einzige japanisch eingerichtete, mit Tatami-Matten und Futon.

An meinem ersten Schultag musste ich mich erst einmal daran gewöhnen, dass hier wirklich jeder fast nur Japanisch sprach und ich mit Englisch nicht sehr weit kam. Trotz dieser Sprachbarriere traten viele auf mich zu und stellten allerlei Fragen, die ich wohl oder übel mit meinem noch sehr unsicheren Japanisch beantwortete. Ich hatte zwar ein halbes Jahr vor meinem Abflug jede Woche mehrmals Japanischunterricht bei meinen Nachbarn genommen. Wie sich bald herausstellte war das aber in erster Linie zum grundlegenden Verständnis der Sprache gut, für den Alltag fehlte mir noch ein ausreichendes Vokabular.

So freundete ich mich auch zuerst mit zwei Australiern und einem Neuseeländer an, die bereits ein halbes Jahr an meiner Schule waren. Mit ihnen verbrachte ich eine sehr schöne Zeit, in der sie mich mit vielen Leuten auf der Schule bekannt machten und in der wir regelmäßig in großen Gruppen aus Australiern, Neuseeländern, Deutschen (kurz nach mir war noch ein Berliner Schüler an die Schule gekommen) und natürlich Japanern zum Karaoke-Singen gingen. Ja, Ihr lest richtig, Karaoke! Wer einmal mit netten Leuten in einer

Typisch japanisch gekleidete Frauen in einem typisch japanischen Haus, und ich mittendrin

Mein Kendo-Club nach einem Kampf gegen andere Schulen. Auf den Lendenschürzen stehen die Namen der jeweiligen Kämpfer.

Karaoke-Bar in Japan gewesen ist, kann gar nicht genug davon bekommen, und so ging es auch mir. Es ist ungefähr so wie ein Gesellschaftsspiel unter Freunden, nur sehr viel lauter, bunter und ausgelassener.

Die ersten werden sich nun fragen: Ist der Kerl eigentlich nur zum Vergnügen da rüber geflogen? Nicht primär. Mein Hauptziel war es, Japanisch zu lernen, und zusätzlich zu sieben Wochenstunden Japanisch in der Schule hatte ich wöchentlich zwei Stunden Kanji-Unterricht (jap. Zeichen) an einer ehrenamtlichen Sprachschule, und ich musste jede Woche ca. 40 Zeichen lesen lernen. Das war für mich, der ich gerade aus der 10. Klasse kam, ein ganzes Stück Arbeit. Auch wenn meine Lehrer anders denken mögen, diese Routine und die Konzentration auf eine bestimmtes Ziel haben mir eine wesentlich positivere Arbeitshaltung gegenüber Schule und Lernen im allgemeinen vermittelt.

An der Schule hatte ich außer Japanisch noch Musik, Mathe, Englisch, Physik, Kunst und sehr viel Sport. In Fächern wie Mathe und Physik tat ich mich sehr schwer. Dafür hatte Sport eine zentrale Rolle an meiner Schule so wie an

eigentlich allen Schulen in Japan. Neben Schulsport gab es noch diverse Sport-Clubs, und ich trat in den Kendo-Club ein. Kendo ist ein japanischer Schwertkampf mit einem Bambusschwert. Mit acht Stunden Club pro Woche hatte ich dann auch einiges zu tun.

Mein erstes Tief hatte ich an Weihnachten. Auch wenn ich mit fast allen Bräuchen und Sitten gut klar kam, war es doch befremdlich für mich, dass hier tatsächlich kein Weihnachten gefeiert werden sollte. So saß ich am Weihnachtsabend mit meinen nicht-japanischen Freunden in einem Restaurant, und wir schwärmten von Tannenbäumen und Lichterketten.

Das traditionelle Neujahrsfest machte jedoch alles wieder wett. Drei Tage lang wurde nur gegessen, alles vom Feinsten, und die Kinder bekamen Geldgeschenke von den Eltern und Verwandten. Da ich praktisch zur Familie gehörte, hatte ich am Ende einen finanziell recht guten Start ins neue Jahr.

Mein zweites Tief hatte ich im Februar, als meine australischen und neuseeländischen Freunde nach Hause flogen. Ich hatte viel mit ihnen unternommen, und der Kontakt zu meinen japanischen Freunden war manchmal zu kurz gekommen. So hatte ich erst einen Monat später wieder einen festen Freundeskreis, der diesmal bis auf eine Ausnahme nur aus Japanern bestand.

In diesem Monat erkundete ich auf eigene Faust den Großstadtdschungel Tokios. So viele Menschen mit schwarzen Haaren, so viele bunte Lichtreklamen (frei nach Bladerunner), so viele Möglichkeiten, einzukaufen und sich zu vergnügen hat wohl keine andere Stadt der Welt. Am auffälligsten fand ich jedoch , dass, egal in welchem Stadtteil man sich befand, es fast überall sauber war und fast schon friedlich. Kaum ein böser Blick, kaum offensichtlich schlecht gelaunte Leute, und selbst in der Nacht keine rumpöbelnden oder besoffenen Typen. Und das sogar in Roppongi, dem Viertel Tokios, das von vielen Tokiotern als das gefährlichste überhaupt bezeichnet wird.

Dieses Verhalten hängt mit der Mentalität der Japaner zusammen, die eigenen Probleme für sich zu behalten und nicht an der gesamten Umwelt auszulassen, um sie nicht damit zu belasten. Natürlich birgt dieses Verhalten auch Nachteile in sich, zumindest führt es aber zu einem angenehmen und entspannten Miteinander, wie ich es in noch keinem anderen Land erlebt habe.

Im März besuchten mich meine Eltern für drei Wochen, und wir fuhren nach Kioto, Nara, Nagano und Kamakura. Das war natürlich mehr wie Urlaub, da wir uns in erster Linie Sehenswürdigkeiten anschauten. Wir wurden aber auch von der Familie unseres Freundes in Kioto zum Essen eingeladen, und meine Eltern waren ziemlich erstaunt über die Selbstverständlichkeit, mit der wir in ihrem Haus aufgenommen wurden.

Nach diesem Urlaub brach für mich das letzte Viertel meines Japan-Aufenthaltes an, und ich war schon jetzt ein wenig traurig, bald abreisen zu müssen. Diese letzten Monate waren dann auch die schönsten, denn mein Japanisch war mittlerweile recht gut geworden, und ich konnte mich mit meinen Freunden über mehr als nur Alltagsthemen unterhalten.

Kurz nachdem meine Eltern abreisten, war die Zeit der Kirschblüten, in der man mit Freunden in einen Park, voll mit blühenden Kirschbäumen, geht und picknickt oder Bier trinkt. Das war eins der schönsten Erlebnisse, von denen ich erzählen kann.

Als dann wirklich der Tag meiner Abreise immer näher rückte, wollte ich nicht mehr zurück, auch wenn ich meine Freunde in Deutschland natürlich wiedersehen wollte. Doch der Gedanke, meine Freunde in Japan und vor allem meine Familie, die ich schon längst nicht mehr als Hostfamily sah, auf unbestimmte Zeit verlassen zu müssen, machte mich wirklich traurig.

Ohne Übertreibung kann ich sagen, dass dieses Jahr eines der schönsten und sicherlich das erfahrungsreichste Jahr meines bisherigen Lebens war, und ich kann es gar nicht mehr erwarten, wieder hinzukommen.

So schön das auch klingen mag, ist es jedoch nicht selbstverständlich, dass ich so freundschaftlich behandelt wurde und eine so schöne Zeit hatte. Einige Leute erzählten mir davon, wie sie zum Arbeiten nach Japan kamen und

---

Die kleinen Fotos heißen Purikura, abgeleitet von Print-Club. Die Geräte sehen so ähnlich aus wie Paßfotoautomaten, und es gibt nichts, was japanische Schüler (in erster Linie die weiblichen) lieber machen als diese Fotos.

extreme Schwierigkeiten hatten, in eine Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Ich habe das wohl in erster Linie meiner Gastfamilie zu verdanken, die mich immer unterstützt hat, meinen Nachbarn hier in Hamburg, die sich auch aus Deutschland rege um mein Wohlbefinden gekümmert haben und meiner Schule, in der der enge Kontakt mit den ausländischen Schülern als selbstverständlich galt, was keinesfalls überall üblich ist.

Rückblickend muss ich sagen, dass ich durch das Leben in einer japanischen Familie sehr viel über die japanische Kultur gelernt habe, mehr als erwartet, auch wenn dieser Einblick vielleicht nur die Oberfläche gestreift hat. Mir fiel jedoch auf, dass der Alltag und die alltäglichen Gewohnheiten in dieser hochentwickelten und trotzdem fremden Kultur zu einem nicht unerheblichen Teil den unseren sehr ähnlich sind.

Fazit: Meine Begeisterung für Japan hat sich nicht gemindert, sie ist im Gegenteil noch stärker geworden, und das Kapitel Japan ist für mich sicherlich nicht abgeschlossen. An alle Reiselustigen meine Empfehlung für dieses wundervolle Land (ganz schön kitschig, kommt aber von Herzen). In diesem Sinne, genkide ne!

Jonathan Theis, II. Sem.

Meine Gastschwester nach dem Abschluß ihres Studiums in einem traditionellen Kimono.

Großbritannien – North Wales

In der zehnten Klasse habe ich mich dazu entschlossen, einen Teil der Vorstufe im Ausland zu verbringen, um einfach mal aus der gewohnten Umgebung heraus zu kommen und ein paar Monate auf eigenen Beinen zu stehen. Da mich das Internatsleben schon immer interessiert hat und ich meine Englischkenntnisse etwas erweitern wollte, habe ich mich entschieden für einen Term, ein drittel Schuljahr, in eine englische Boarding School zu gehen. Durch eine Organisation, bei der ich mich beworben habe, wurden mir diverse Schulen angeboten, doch mein Favorit war die Schule Rydal Penrhos an der Küste von North Wales.

Als das Ende der Sommerferien 2003 kam, rückte auch meine Abreise nach Wales immer näher. Jedes Kleidungsstück bis zu den Socken musste mit einem Namensschild versehen werden und auch das Kostüm für die Schule musste gekauft werden, denn die 6th Form, die dortige Oberstufe, musste zwar keine Schuluniform mehr tragen, aber ein schwarzes Kostüm bzw. Anzug und die Schulkrawatte.

Am 24. August 2003 ging es schließlich los. Mein Vater hat mich samt meinem Gepäck nach Wales gebracht. Wir sind mit der Fähre über Nacht von Cuxhaven nach Harwich in Süd-Ost England gefahren und am nächsten Morgen quer durch England nach North Wales. Am 26. August begann der Autumn Term. Es ist der erste von drei Terms im britischen Schuljahr und beginnt Ende August bis Anfang September und endet an Weihnachten. Ich zog mit gemischten Gefühlen in das Boarding Haus der 6th Form Girls ein. Es waren viele Neue gekommen, da jeder Brite, der möchte, dass sein Kind eine gute Schulbildung genießt, es spätestens zur 6th Form auf eine Privatschule schickt; denn viele öffentliche britische Schulen haben einen sehr schlechten Ruf und manche auch eine hohe Kriminalität. Meine Zimmerkameradin hieß Hannah Sanderson und war eine äußerst skurrile Person. Anfangs habe ich mich ganz gut mit ihr verstanden, doch im Laufe der Zeit war unsere Verhältnis nicht mehr ganz so gut, denn sie war dauergestresst und ließ ihre ganze schlechte Laune an mir und den anderen aus.

Mein erster Tag in der Schule war furchtbar, denn ich hatte doch Lampenfieber bekommen und einen dicken Kloß im Hals. Das alte Schulgebäude war zwar schön, aber total verwinkelt und man fand sich in den ersten Tagen absolut nicht zurecht. Alle Neuen wurden durch die Schule geführt. Zu meiner Überraschung und Freude waren auch noch andere Deutsche dort, mit denen ich mich auf Anhieb gut verstanden habe. Zuerst musste man seine Fächer wählen. In Großbritannien macht man Ende der letzten Klasse seine A-Levels. Dieser Abschluss ist ganz anders als das deutsche Abitur. In der Lower 6th (12. Klasse, dort war ich) muss man nur vier Fächer belegen und in der Upper 6th (13. Klasse) nur drei. Nach vielem Hin und Her waren meine Fächer für die nächsten vier Monate Biology, Chemistry, Maths und Design & Technology, ähnlich wie Arbeit und Technik, nur anspruchsvoller. In jedem Fach hatte man acht Schulstunden (35 min.) in der Woche.

Jeder Tag in der Schule lief von den „Eckdaten" her gleich ab: Um 07:15 h weckte uns Mrs. Harding, unser Houseparent, oder Mrs. Illingworth, eine kleine, süße, richtig liebe Oma, die auch in unserem Haus wohnte. Spätestens

um 08:00 h mussten wir in der Dining Hall zum Frühstück erscheinen. Das Schulgebiet war nicht zusammenhängend, sondern lag an einem Berg in einem Wohngebiet. Das Girls Boarding House befand sich in den oberen Stockwerken der Grundschule ganz oben auf dem Berg, in einem weißen Schloss mit Blick auf die Irish Sea. Die Schule und damit auch die Dining Hall waren allerdings am Fuße des Berges. Jeden Morgen mussten wir den Berg hinunterlaufen und jeden Nachmittag wieder hoch; das war recht sportlich. Nach dem

fettigen English Breakfast und einer Scheibe Toast gingen wir zur Schule, mussten unsere Schulsachen in unser Schließfach bringen und dann um 08:25 h zur Registration in den Raum unseres Tutors gehen. Meine Tutorin war gleichzeitig meine Biologielehrerin; mein Klassenraum war daher der Biologieraum. Um 08:40 h mussten sich alle Klassen geordnet in der Memorial Hall einfinden zu den morgendlichen Prayers. Es wurde gesungen, der Schul-Chaplain oder ein Lehrer hielt eine Predigt, allerdings so, dass die Kleinen es auch verstanden haben; dann wurde gebetet und die News der Schule bekanntgegeben, wie Hockey und Rugby Ergebnisse und Vertretungen oder Raumveränderungen. Von 09:00 h bis 16:30 h hatte ich jeden Tag Unterricht mit einer Morning Break (20 min.), Lunchtime (70 min.) und einer Afternoon Break (10 min.). Man hatte allerdings auch immer Freistunden in denen man beaufsichtigt in einem Study Room sitzen und arbeiten musste oder im Internet surfen konnte. Hatte man die letzten Stunden frei durfte man nicht nach Hause gehen, sondern musste die Freistunden auch im Study Room bleiben. Insgesamt gab es pro Tag neun Schulstunden. Um 16:30 h hatte die 6th Form Schulschluss, die Kleinen musste noch bis 18:00 h in der Schule bleiben, hatten Sport oder Klassenlehrerstunden. Von 16:30 h bis 18:00 h hatte man Freizeit, denn dann gab es Abendbrot. Die Mahlzeiten waren eigentlich ganz lecker, doch es gab im Grunde genommen morgens, mittags und abends warmes Essen, was sehr ungewohnt war. Manchmal verspürte ich doch die Lust auf ein ganz normales Wurstbrot. Um 19:15 h begann unsere Prep Time (Hausaufgaben). Dazu mussten wir für anderthalb Stunden leise auf unseren Zimmern sitzen und lernen oder Hausaufgaben machen. Um 20:45 h war die Prep Time zu Ende, und wir durften bis 21:30 h noch raus, andere Boarding Häuser besuchen oder uns anders vergnügen. Um 22:30 h sollten eigentlich die Lichter aus sein, doch das zog sich dann meistens doch noch hin, je nach dem, wer „on duty" war, also an dem Abend die Aufsicht hatte.

Mittwoch nachmittags war keine Schule, sondern Sport. Ich dachte mir, dass ich mal was mache, was bei uns in der Schule nicht angeboten wird und wählte Segeln. Das war das Lustigste überhaupt. Wir sind bei Wind und Wetter raus, bei totalem Sturm sieben Mal gekentert, aber es war ein großer Spaß. Gegen Winter, wo es wirklich zu kalt zum Segeln war, sind wir dann aufs Motorboot umgestiegen und haben sogar am Ende des Terms unseren Motorbootschein gemacht. Das hat richtig Spaß gemacht!

Die Wochenenden konnten wir relativ frei gestalten. Allerdings mussten wir samstags immer von 09:30 h bis 12:00 h in der Library Hausaufgaben machen oder konnten in den Computerräumen im Internet surfen; jeden Sonntag war um 10:00 h Gottesdienst. An der Schule waren ziemlich viele aus Hong Kong, wie an jedem englischen Internat, und dieses Jahr waren auch viel Deutsche dort, da sie eine neue IB class eingerichtet haben, die am Ende nicht die A-Levels macht, sondern das International Baccalaureate. Das ist der international anerkannte Abschluss, den man auch an Internationalen Schulen macht. Die meisten „Einheimischen" fuhren am Wochenende nach Hause. So kam es, dass an den Wocheneden dort einmal Little China war und Little Germany. Das war aber nicht so schlimm, denn mit vielen Deutschen, die eine Stufe unter mir waren, hatte ich gar nichts zu tun. Ich habe dort aber sehr viele Freunde gefunden, Deutsche, Engländer, Chinesen und auch welche aus

anderen Ländern, wie Tschechien, der Slowakei, Pakistan oder Ägypten. Der Slowake war sehr oft mit uns Deutschen zusammen, da er richtig gut Deutsch sprach und wir uns sehr gut verstanden haben. Ich war auch über ein Wochenende bei meiner Freundin Avi in Anglesey, der westlichsten Spitze von North Wales. Ihre Familie ist jüdisch und ich war schon aufgeregt, wie sie mich empfangen würden, aber sie waren richtig lieb und aufgeschlossen. Wir hatten sehr viel Spaß! Ich war auch zwei Mal in den vier Monaten mit meinen Freunden in London. Das war sehr gut und, da ich vorher noch nie in London war, auch eine ideale Chance mehr von Großbritannien und seiner Hauptstadt zu sehen. Wir sind in einem Doppeldeckerbus durch ganz London getourt und haben uns alles angeguckt. Eine tolle Stadt!

Die ganze Zeit im Internat hat mir sehr gut gefallen und es war eine sehr gute Entscheidung, diesen Schritt zu tun. Ich habe ein anderes Schulsystem kennengelernt und ein anderes Land und seine Leute. Die Briten sind schon ein komisches Völkchen, aber auf ihre Weise auch sehr sympathisch. Die Zeit im Boarding House war einfach nur lustig und man bekommt die Chance vielleicht nie wieder, mit all seinen Freunden in einem Haus zu wohnen und Spaß zu haben. Ich werde jetzt oft gefragt: Was? Du warst freiwillig auf einem Internat? Ja, ich war auf einem Internat und es ist überhaupt nicht schlimm und richtig witzig und schön. Es ist einfach eine tolle Erfahrung, nicht immer alleine in seinem Zimmer zu sitzen sondern auch zu lernen, wie man mit anderen umgeht, die man vielleicht nicht so gerne mag, aber dennoch mit ihnen in einem Haus wohnt. Außerdem verbessert man sein Englisch ungemein und redet am Ende auf Englisch nur noch so drauf los. Ich empfehle jedem, die Chance zu ergreifen ins Ausland zu gehen auch wenn es wie bei mir nur für vier Monate ist. Es ist eine Erfahrung fürs Leben, und mit Sicherheit eine gute.

Louise Eckardt

Chronik vom 13. November 2003 bis 14. Mai 2004

13. *Literarisches Café:* Afghanistan – Informationsabend über die politische Entwicklung und die Lebenssituation der Einwohner. Gestaltet wird der Abend von Herrn Kabir sowie der Projektgruppe „Patenschaft in Afghanistan" in Zusammenarbeit mit Frau Tunn.
18.–22. Reise des A-Chores an den Brahmsee
20. *Literarisches Café:* Uschi Flacke – „Die Hexenkinder von Seulberg". Lesung und Gespräch mit der Autorin
30. Jakob Hauter, 10c, hat einen der heiß begehrten sieben (!) Plätze bundesweit für die *Internationale Olympiade für Russische Sprache und Kultur* im Juni 2004 in Moskau gewonnen.

Dezember 2003
1. Adventssingen in der Aula
2. Das Christianeum erhält in der Handelskammer Hamburg einen Sonderpreis in Höhe von € 2000,– im Rahmen des *Schulpreises der Hamburger Wirtschaft* für „Konzeption und Realisierung eines Fachbereichs Wirtschaftspraxis in Klasse 11 und 12 eines allgemeinbildenden Gymnasiums."

5. Die Chöre der 5., 6. und 7. Klassen sowie der Echo-Chor wirken in der St. Michaeliskirche beim Gottesdienst „Der Nikolaus kommt" unter der Leitung von Herrn Schünicke mit.
6. Hauke Kloust, III. Semester, erhält von der *Deutschen Physikalischen Gesellschaft* als Anerkennung für sehr gute Leistungen im Fach Physik ein Abonnement der Zeitschrift *Physik Journal.*
7. Die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes am 2. Advent übernehmen A-Chor und Orchester des Christianeums, Leitung: Dietmar Schünicke.
9. Volleyballturnier der 10. Klassen
8./9. Adventskonzerte in der St. Michaeliskirche unter Mitwirkung aller Chöre und Orchester; Bläsermusik zum Advent, Orchestermusik, adventliche und weihnachtliche Chorsätze, Quempassingen bei Kerzenlicht, W. A. Mozart: Missa Solemnis C-Dur.
12. Ehrung der Hamburger Siegerinnen und Sieger in Schülerwettbewerben im Festsaal des Hamburger Rathauses: Das Team des Wirtschaftspraxis I-Kurses „Crazy in the Dark" (Frau Fricke-Heise) wurde für den dritten Platz im Bundeswettbewerb des „Projekts Junior" mit einer Urkunde geehrt, ebenso das Team „Securis" (Kurs Wirtschaftspraxis II – Frau Menke) für den Bundessieg im Projekt „Business @ School". Außerdem erhalten Preise: Carl Christoph Bergemann, Martin Enderlein, Jakob Hauter, Frank Kruse, Sebastian Lamp und Yifan Zhang.
16. Fußball-Weihnachtsturnier der Ehemaligen. Es siegt die Mannschaft um Tim Ehlers.
19. Der diesjährige Erlös des Weihnachtsbasars von € 4.573,18 geht vollständig an unsere Partnerschule in Afghanistan.

Januar 2004
15. *Literarisches Café:* Axel Brauns – Buntschatten und Fledermäuse (Leben in einer anderen Welt). Lesung und Gespräch mit dem Autor
23.–29. Der Elternrat und Frau Schultz-Buhr organisieren die Berufsinformations-Veranstaltungen für das I. Semester.
27. *Literarisches Café:* Stimmen aus Auschwitz. Den Gedenktag für die Opfer des Holocaust gestalten Schülerinnen und Schüler der Studienstufe mit Gedichten und mit ihren eigenen Eindrücken von einer Projektreise nach Polen im September 2003. Leitung: Hella Schultz-Buhr und Rolf Starck
29. Frau Sibylle Garbe wechselt vom Christianeum an ein Pinneberger Gymnasium, um dort eine Koordinationsstelle anzutreten.

Februar 2004
2. Frau Julia Sienknecht (Deutsch, Geschichte, Gemeinschaftskunde) und Frau Katharina Skrotzki (Mathematik, Physik) nehmen ihren Unterricht auf. Herr Alexander Neumann, Referendar im I. Semester, wird unserer Schule mit den Fächern Latein und Griechisch zugewiesen.
11. Herr Horst gibt für Kolleginnen und Kollegen eine Einführung in die Power Point Präsentation.
12. *Literarisches Café:* Angelika Joval – Die Stunde der Vögel. Lesung und Gespräch mit der Autorin
16. Die AG Suchtprävention lädt die Elternvertreter der Klassen 7–9 zur zweiten Elternveranstaltung: „Im Gespräch bleiben".

Katharina Skrotzki

Julia Sienknecht

17. Hausmusik im Christianeum. Viele Interpreten gestalten den musikalischen Abend.
19. *Literarisches Café:* Comedy-Abend. Yilmaz Erenler und Dimitry Rachmann gestalten den Abend
20./21. findet im Christianeum wiederum die Landesrunde der Mathematik-Olympiade statt, an der insgesamt 510 Schülerinnen und Schüler teilnehmen. Alle 16 Teilnehmer des Christianeums haben mindestens eine Anerkennung erreicht und gehören damit zur oberen Hälfte des Teilnehmerfeldes. 3. Preisträger sind: Anna Tsitsiriko und Mats Schonebeck, 5. Kl., Vivien Krall und Jan Mark Steiner, 6. Kl., Christian Diestel, 7. Kl., sowie Matthias Schulte, II. Sem., und Theresa Martens, IV. Sem. 2. Preisträger: Luis Siol, 5. Kl., Jaap Pedersen, 6. Kl., Robert Darius und Jonas Meier, 7. Kl. Landessiegerin wurde Maxi Winter, 6. Kl.
23. Fasching in der Schule, veranstaltet von der SV unter dem Motto: Berufe und Idole.
25./26. Elternsprechtage
26. *Literarisches Café:* Ein Abend mit Dr. Bozoura Gandi – seit 10 Jahren im Widerstand, verfolgt in Togo

März 2004
1.–5. Bundesjugendspiele
4. Beim Wettbewerb *Jugend forscht* erhalten Götz Appel Jarck, Gymnasium Hochrad, und Matthias Lamp, Christianeum, den 2. Preis in der Sparte TECHNIK für ihr computergesteuertes Aquarium.

Seit Generationen heißt es in den
ELBVORORTEN,
wenn es um Immobilien geht:
SCHON SIMMON GEFRAGT?

Nach allgemeinen Markttendenzen
realistischen Verkehrswerten
optimalen Mieten
heutigen Verkaufschancen
aktuellen Marktpreisen
potentiellen Käufern
zuverlässigen Mietern
dem richtigen Haus
der passenden Eigentumswohnung
der tauglichen Mietwohnung
dem geeigneten Bauplatz
dem rentablen Zinshaus
dem sicheren Sachwert
der Übernahme der Hausverwaltung
der Hilfe bei Betriebskostenabrechnungen
und und und ....

Erfahrene Spezialisten mit reichem Fachwissen erwarten Sie mitten in der Waitzstraße, wo die Firma seit 1922 ihren Sitz hat.

VHH SIMMON RDM

Inhaber:
Hans-Günther Steffens (Christianeer Abi 54!)
und Dirk Steffens
Telefon: 89 81 31 Fax: 899 15 59

22. Als Pilotprojekt für Hamburger Schulen wird im Rahmen der ABM-Maßnahmen bis zu den Sommerferien ein Fahrradservice angeboten, der die Bewachung der Fahrräder und kleinere Reparaturen umfasst.
Im Wettbewerb der ZEIT-Stiftung „Schreib mal" erreicht Mia Fischer, 7e, in der Einzelwertung den 3. Platz
25. *Literarisches Café:* Thomas Mann – Th. W. Adorno: Briefwechsel 1943–1955. Herr Voß stellt die Zusammenarbeit und Verbundenheit der beiden vor und liest aus dem Briefwechsel.

April 2004
1. *Literarisches Café:* Ovids „Amores" – ein Projekt der Klassen 10a und 10d unter der Leitung von Herrn Voskuhl
3.–16. 25 Schülerinnen und Schüler aus Chicago besuchen mit 4 Lehrkräften unsere Schule, hospitieren im Unterricht und absolvieren ein umfangreiches Besuchsprogramm.
15. *Literarisches Café:* Hans-Christian Beck, „Auf den Spuren Fontanes". Der Kommandeur der Führungsakademie der Bundeswehr ist ein langjähriger, großer Fontane-Liebhaber.
17. Das Schülerunternehmen „Pfandfrei" hat die Firma und sein Produkt, das „Beercase", einen CD-Ständer für CDs ohne Hüllen, auf dem „Gründertag" in der Handelskammer vorgestellt und erfolgreich präsentiert. Begleitet wurden die Schüler von Frau Fricke-Heise und Frau Sienknecht.
18.–2.5. 15 Schülerinnen und Schüler sind im Rahmen des Schüleraustausches mit der Schule Nr. 506 in St. Petersburg zu Gast am Christianeum. Auch für sie werden Hospitationen im Unterricht, Empfang im Rathaus, Stadtführung und Ausflüge organisiert.
19. Eine hochrangige Delegation des Beijing Xicheng Education Committee besucht das Christianeum und informiert sich über das hamburgische Schulsystem.
21. Die Doktoren Ahrens und Bentfeld vom Kinderkrankenhaus Altona informieren Lehrer, Eltern und Sekretärin über das Verhalten bei Asthma- und Diabetes-Notfällen bei Kindern und Jugendlichen.
22. Die Schulbehörde ruft zum Girls' Day – dem Mädchen-Zukunftstag. *Literarisches Café*: Von Amerika bis Australien, von England bis Südafrika – zurückgekehrte Austauschschüler und Gastschüler berichten.
24. „Russisch kommt" – Der Hamburger Russischlehrer-Verband lädt ein zu einem Russischtag im Christianeum, um die russische Sprache als 2. oder 3. Fremdsprache wieder bekannter zu machen und darüber zu informieren, welche Zukunftsperspektiven es gibt. Es wird ein umfangreiches informatives und kulturelles Programm geboten.
Der A-Chor des Christianeums unter Leitung von Dietmar Schünicke eröffnet die Veranstaltung „Kinder singen für Kinder" in der Hauptkirche St. Michaelis. Der Erlös kommt dem Verein zugute.
30. Abschlusspräsentation der Gruppen von „business-@-school" im Gymnasium Rissen. Die Entscheidung fällt erst nach einer Stunde Beratung für die Gruppe „Hanseatic Analists" mit dem Produkt „Schoolmate" (Louisa Althans, Philipp von Falkenhausen, Jan Kuntze, Justin Liesenfeld und Fabian Wigand mit ihrer Mentorin Frau Menke).

Mai 2004

3. u. 11. Aufführung des Kurses DSP von „Momo" nach Michael Ende, Leitung Günther Schäfer, technische Leitung und Musik Johannes Walde.

4. Feierliche Überreichung des Schecks aus dem Weihnachtsbasar an Herrn Kabir aus Bochum für unsere Partnerschule in Afghanistan.

4. u. 7. Aufführung von Szenen aus „Der kleine Prinz" des DSP-Kurses unter der Leitung von Günther Schäfer, Musik und technische Leitung Johannes Walde.

6. Verabschiedung von Frau Svetlana Michailova im *Literarischen Café*, die seit 1. November als Gastlehrerin aus St. Petersburg an unserer Schule war.

6. u. 13. Aufführung des Kurses DSP von „Clockwork Orange". Leitung Günther Schäfer, technische Leitung und Musik Johannes Walde.

8. Die Abiturienten laden zum Abi-Ball 2004 ein.

10. Auf der Regionalausscheidung Nord der Länder Hamburg, Schleswig-Holstein und Bremen verfehlten die „Hanseatic Analists" vom Kurs Wirtschaftspraxis von business-@-school mit ihrem Produkt „Schoolmate" nur knapp den ersten Platz.

14. Der Kurs Wirtschaftspraxis I des *Projekts Junior* ist mit Robert Büchner, David Gräfe, Johanna Höflich, Andreas Hoffmann, Markus Kleineidam, Jan-Willem Niemann, Katharina Otte, Constantin Philippi, Jan-Philippe Reinecke und Johan Rulfs und mit Frau Fricke-Heise als Mentorin mit ihrem Produkt „Pfandfrei" Sieger im Landeswettbewerb geworden. Sie werden Hamburg im Bundeswettbewerb vertreten

Photos gesucht!

Zur Vervollständigung unseres Archivs suchen wir dringend
Photos / Abbildungen der Direktoren
aus der Zeit von **1900–1947.**

Wir hoffen sehr auf Ihre freundliche Mithilfe!

Die Redaktion

Gesellschaft für landwirtschaftliche und technische Entwicklung Afghanistan e.V.

Übersetzung

Grußbotschaft der afghanischen Schule „Ghazi Abdulkabir Khan" Babak/Wardak an das Patengymnasium Christianeum in Hamburg

Wir, die Direktion der Schule, möchten herzliche Grüße der afghanischen Schüler und Lehrer an die Schüler und Lehrer des Christianeums übermitteln.

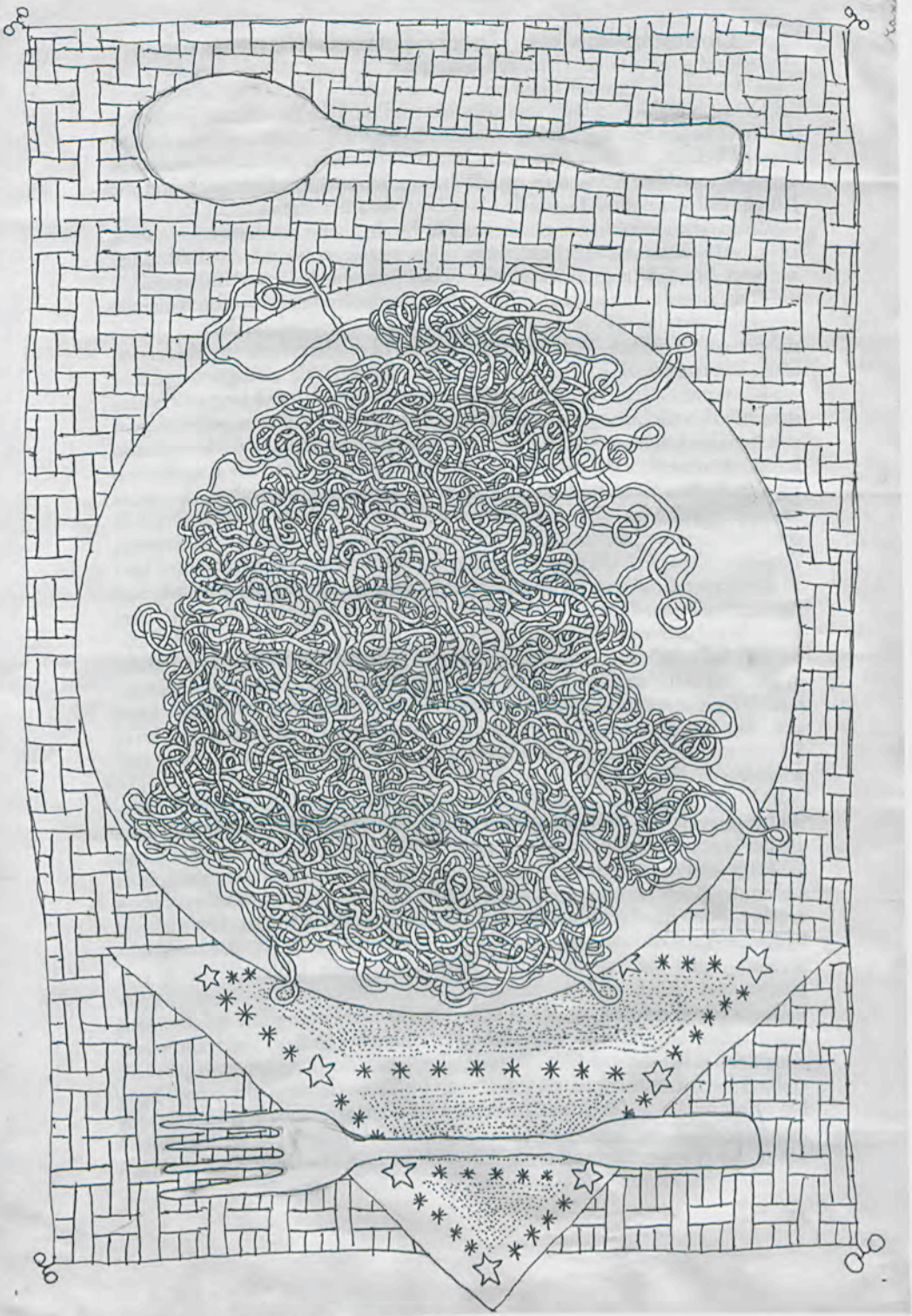
Wir freuen uns sehr über die Patenschaft und wünschen uns, daß diese freundschaftlichen Beziehungen unserer beiden Schulen die freundschaftlichen Beziehungen beider Völker trotz weiter Entfernung repräsentiert und auffrischt, die Jahrhunderte Geschichte hat. In den letzten über zwei Jahrzehnten des Krieges und der Kriegsfolgen hat das afghanische Volk ein humanitäres Kapital verloren. Aber es ist trotz Krieg gelungen, einen Hauch von Bildung für die jüngere Generation in den Ruinen aufrechtzuerhalten. Als der Krieg verhältnismäßig zurückging, fing die Bildung in Afghanistan wieder bei Null an. Unsere Schule hat während der schweren Kriegsverhältnisse die Bildung unserer Schüler erhalten können. Uns fehlen jedoch die nötigen Erfahrungen im Bildungsbereich.

Im laufenden Schuljahr hat die Schule eine erfreuliche Zahl von 1427 Schülern und 295 Schülerinnen erreicht. Insgesamt wird in 33 Klassen unterrichtet. Wir haben in der 1.–3. Klasse insgesamt 11 Schulklassen, in der 4.–6. Klasse 9 Schulklassen, in der 7.–9. Klasse 6 Schulklassen und in der 10.–12. Klasse 3 Schulklassen. Die Anzahl des Lehrpersonals beträgt 43 Personen, die 24–28 Wochenstunden unterrichten.

Die Schulleitung besteht aus dem Direktor, seinen zwei Stellvertretern, einem Buchhalter und einem Bibliothekar, der die Unterrichtsbücher der verschiedenen Fächer und Klassenstufen betreut. Zwei Hausmeister kümmern sich um technische Probleme der Schule. Aufgrund der begrenzten Räumlichkeiten wird in zwei Schichten unterrichtet, was problematisch ist.

Wir meinen, daß der Fortschritt unseres Landes und die Rettung vor Krieg nur durch Erhöhung des Bildungsniveaus unseres Volkes gewährleistet sind. Über die Freundschaft zwischen den Schulen freuen wir uns sehr und hoffen, von Ihren Erfahrungen in der Schulbildung lernen zu können.

Herzliche Grüße
Schulleitung



„Deutschbuch" – Unterrichtserfahrungen mit einem neuen Lehrwerk

„Deutschbuch" – diesen fast provozierend schlicht gehaltenen Titel trägt das neue Lehrwerk aus dem Cornelsen Verlag im Wappen. Seit zwei Jahren wird es bei uns im Deutschunterricht der Beobachtungsstufe eingesetzt, in den Klassenstufen 7 und 8 ist es seit diesem Schuljahr in Gebrauch und die Jahrgangsstufen 9 und 10 werden laut Beschluss der Fachkonferenz folgen.

Was hat die Deutschkollegen bewogen, durchgehend mit diesem Lehrwerk am Christianeum zu arbeiten? Zum einen war es sicherlich das Bestreben, nach der Anschaffung und der erfolgreichen Erprobung des ersten Bandes für die Klassenstufe 5 die Möglichkeit eines kontinuierlichen Aufbaus für die nachfolgenden Jahrgänge mit einem didaktisch-methodisch modernen Unterrichtswerk zu nutzen. Vor allem aber hat das besondere Konzept überzeugt: Das „Deutschbuch" ist viel mehr als ein Lesebuch. Als „integriertes Lehrwerk" trennt es den Deutschunterricht nicht in Sprach- und Literaturunterricht mit den traditionellen Medien Sprachbuch und Lesebuch, sondern geht von der Erfahrung aus, dass erfolgreiches Sprachlernen sich aus komplexen Lernsituationen heraus entwickelt. Nicht allein an literarischen Texten, auch an mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen sowie an Gebrauchs- oder Sachtexten kann hier Sprache betrachtet, können die Bedingungen sprachlicher Verwendungssituationen reflektiert werden. Das Konzept „Lernen in Zusammenhängen" gilt gleichermaßen für die Lernziele Textverstehen und Textinterpretation wie für die sichere Beherrschung von Grammatik und Rechtschreibung. Operatives Erarbeiten und „(sprach-)entdeckendes" Lernen sollen dabei im Vordergrund stehen. „Sprechen und Schreiben", „Reflexion über Sprache" und „Umgang mit Texten" – diese drei Lernbereiche sind – in unterschiedlicher Dominanz – in die Teilkapitel der einzelnen „Deutschbuch"-Bände integriert. Je nach der konkreten Unterrichtskonstellation kann sich also aus dem Umgang mit literarischen Texten z. B. eine produktive Schreibaufgabe, eine analytische Operation oder eine Sprachbetrachtung entwickeln.

In Klasse 5 untersuchen die Schüler, warum und wie wir Wörter nach ihren Bildungsregeln in „Wortarten" sowie nach ihrer Funktion im Satz in „Satzglieder" unterteilen. Sprachspiele ermöglichen Einsicht in die Bauformen von Wörtern und Sätzen und können zugleich ein Bereich der Poesie sein. Einheiten des Rechtschreibunterrichts können sich aus einem Schreibvorhaben ergeben oder im Anschluss an eine Sprachreflexion erfolgen: Die sichere, bewusste Verwendung von „das" oder „dass" kann z.B. erst dann erreicht werden, wenn die Schüler die Wortarten sowie die Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz beherrschen.

Das Integrationsprinzip des „Deutschbuchs" schließt – fast möchte man sagen: selbstverständlich – auch fächerverbindende Elemente ein, wenn es um Aufgaben geht, die auf Gegenstände, Textbeispiele und Arbeitsergebnisse anderer Fächer zurückgreifen, oder wenn im Deutschunterricht Grundlagen für eine sorgfältige Textarbeit geschaffen werden, die auch den Sachfächern zugute kommt. Im Bereich der Literaturauswahl finden im „Deutschbuch" neben der Nationalliteratur auch kulturell bedeutsame Texte anderer Spra-

chen Verwendung; so im Band 5 im Kapitel „Helden aus früheren Zeiten" z. B. die Odyssee. Es gibt viele gemeinsame Themen für eine sinnvolle Abstimmung zwischen Deutsch- und Lateinlehrern, nicht nur im Bereich der Grammatik, sondern auch im Hinblick auf kulturhistorische Themen oder Erfahrungen aus dem Schüleralltag (z.B. der Vergleich: Schule in der Antike – Schule heute).

Bei der Fülle des Angebots kann der Deutschlehrer längst nicht alle Kapitel eines „Deutschbuch"-Bandes – schon gar nicht vollständig – mit den Schülern erarbeiten. Er muss beständig auswählen, streichen oder auch andere bewährte – und hier vermisste – Texte dazustellen, was aber den Deutschkollegen durchaus nicht neu ist. Für den Rechtschreib- und Grammatikunterricht, vor allem in der Beobachtungsstufe, liefert das „Deutschbuch" eine sehr praktikable, sprachlich und graphisch klar präsentierte Materialsammlung. Als besonders nützlich hat sich das dazugehörige Arbeitsheft erwiesen, welches die Schüler zu Beginn des Schuljahres erwerben. Es enthält ein reichhaltiges Angebot an Aufgaben zu Freiarbeitsphasen sowie zur häuslichen Vor- bzw. Nachbereitung. Die Arbeit mit diesem stets textorientiert und in ansprechendem Layout gestalteten Heft wirkt motivierend – und erspart das lästige Kopieren vieler einzelner Übungsblätter. Ob man allerdings den Schülern im Sinne des „selbstgesteuerten Lernens" sämtliche Aufgabenlösungen (in einem Beiheft vorliegend) vorher zukommen lässt, möge jeder Deutschlehrer selbst entscheiden ...

Claudia Westphal-Heyder

Entwicklungen im Schulfach Mathematik

Neue Rahmenpläne

Die Ergebnisse der PISA-Studie sowie anderer Untersuchungen haben auch in Hamburg Wirkung gezeigt und Eingang in neue Rahmenpläne gefunden. Für das Schulfach Mathematik wird gefordert, dass mathematische Inhalte eng mit Anwendungssituationen verknüpft („Modellieren realer Probleme") und dass die mathematischen Themenbereiche untereinander stärker vernetzt werden.

Während in der Vergangenheit der mathematische Inhalt oft im Vordergrund des Unterrichts stand und Anwendungen lediglich schmückendes Beiwerk waren, was zu „Rechenarbeiten" führte, soll nun der mathematische Inhalt von Anfang an mit anwendungsbezogenen Beispielen und Aufgaben verknüpft werden. Reine Rechenaufgaben werden mehr und mehr durch Textaufgaben ersetzt. Damit erhält das Leseverständnis einer (Text-) Aufgabe einen hohen Stellenwert, denn es ermöglicht erst die Umsetzung einer Aufgabenstellung in eine mathematisch nutzbare Form, z. B. eine Gleichung. Bei der anschließenden mathematischen Bearbeitung werden Erläuterungen, Begründungen und Entscheidungen verlangt. Dadurch wird bei den Schülern

die Fähigkeit gefördert, sich zusammenhängend auszudrücken. Ein vollständiger Antwortsatz, der auf die Aufgabenstellung eingeht, schließt die Bearbeitung ab. Auf diese Weise erhält die Lösung die Gestalt eines mathematischen Textes und erschöpft sich nicht in einem Formel- und Zahlenwerk.

Allgemeinbildender Aspekt

Mir als Lehrer stellen sich mehrere Fragen: Ist es weiterhin sinnvoll, von den Schülern Sicherheit im Rechnen und bei Rechenverfahren zu verlangen und das Gelernte in Übungsaufgaben praktizieren zu lassen? Soll das Rechnen weitgehend dem Taschenrechner überlassen werden? Inwiefern könnte der Computer zu einem sinnvollen Einsatz im Unterricht kommen? Soll auf Beweise mathematischer Sätze ganz verzichtet werden? Ist die Mengenlehre überflüssig, deren Siegeszug als „New Math" viele begrüßt haben? Immerhin fassen wir seitdem Zahlen zu Definitionsmengen, Lösungsmengen usw. zusammen.

Ich möchte auf diese Fragen hier nicht näher eingehen, denn es geht im Kern um die grundsätzliche Frage, weshalb eigentlich Mathematik in der Schule unterrichtet wird. Anders gefragt: Worin besteht der allgemeinbildende Aspekt des Schulfaches Mathematik? Inwiefern kann die Beschäftigung mit Mathematik den Schülern Orientierung in unserer/ihrer Umwelt vermitteln?

Der allgemeinbildende Aspekt des Schulfaches Mathematik besteht meiner Meinung nach darin, dass der mathematisch Tätige sich über jeden Schritt, den er tut, Rechenschaft abzulegen hat. In der Mathematik gilt ein Vorgehen erst dann als begründet und richtig, wenn der Bearbeiter einer Problemstellung bekannte gültige Aussagen, die er benutzt, auch benennen bzw. belegen kann, denn nur der richtige Weg bietet Gewähr für das richtige Ergebnis. Besonderes Augenmerk ist auf die Auswahl der Aufgaben zu legen: Je deutlicher der Anwendungs- und Realitätsbezug der Aufgabenstellung ist, desto leichter kann den Schülern die Sinnhaftigkeit ihres Tuns einsichtig gemacht werden. Der Grundsatz, dass man wissen muss, was man tut und warum man es tut, dient durchaus der Orientierung im Leben. Alle anderen mathematischen Aspekte, wie z. B. die Regelhaftigkeit, die Algorithmik, die Begrifflichkeit, müssen daran gemessen werden, inwieweit sie den hier aufgestellten Forderungen entsprechen.

Arbeitsweise im Mathematikunterricht

Damit komme ich zu einer weiteren grundsätzlichen Frage: Mit welcher Arbeitsweise lassen sich im Mathematikunterricht die angestrebten Ziele erreichen? Ich behaupte immer gern, dass Mathematik ein schülerfreundliches Fach ist, denn weder müssen Vokabeln gebüffelt noch umfangreiche Bücher durchgearbeitet noch zeitraubende Versuchsprotokolle angefertigt werden. Dafür müssen die Schüler aber wachsam und aufnahmebereit sein, um Zusammenhänge zu sehen, auf eigene Ideen zu kommen und Entscheidungen zu treffen und zu vertreten. Sie sind also in hohem Maße auf ihr (spontanes) Lernverhalten angewiesen und damit auch „verletzlich". Hier ist der Lehrer in besonderer Weise gefordert, mit Umsicht den Lernprozess zu fördern: Er

muss genau hinhören, was ihm von den Schülern entgegengebracht wird und mit Fehlern produktiv umgehen.

Vielleicht haben sich alle am Schulleben Beteiligten zu lange der Illusion hingegeben, dass der Unterricht Spaß machen müsse, nicht zu schwer sein dürfe und natürlich zu einer guten Zensur zu führen habe. Doch wir haben erkennen müssen, dass auch in der Schule nicht alles möglich ist. Wie in anderen Schulfächern auch, sind die Schüler in Mathematik in erster Linie selbst für den Lernerfolg zuständig, denn um einen Gegenstand zu be–greifen, muss man nun einmal seinen Arm ausstrecken und den Gegenstand selbst in die Hand nehmen. Der Lehrer hat die Aufgabe, diesen Vorgang nach Kräften zu fördern. Auf diesem Hintergrund möchte ich fünf Merkmale der Arbeitsweise im Mathematikunterricht hervorheben:

1. Der Lehrer muss die Schüler für seine Sache gewinnen, und die Schüler müssen sich auf den Lerngegenstand einlassen, damit ein erfolgreicher Mathematikunterricht möglich ist.
2. Mathematik wird im Gespräch und durch eigene Tätigkeit gelernt. Die Inhalte müssen geistiges Eigentum der Schüler werden.
3. Mathematik ist ein kommunikatives Fach, in dem der Lehrer verschiedene Arbeitsformen nutzt, damit jeder Schüler zu seinem Recht kommt.
4. Mathematische Aufgabenstellungen sind ergebnisorientiert. Der Weg zum Ergebnis besteht aus
   (a) dem Durchschauen von Zusammenhängen,
   (b) dem Mathematisieren von Sachverhalten,
   (c) dem Begründen jedes Schrittes,
   (d) der Anwendung von Rechentechniken.
5. Den Schülern ist ausreichend Gelegenheit zu geben, sich in den Unterricht einzubringen. Dabei sollen sie
   (a) ihre Leistungsfähigkeit zeigen können,
   (b) nachfragen dürfen,
   (c) ihren Leistungsstand erfahren.

Weitere Grundsätze des Mathematikunterrichts lassen sich den Rahmenplänen entnehmen.

Vergleichsarbeiten, Zentralabitur

Seit diesem Schuljahr 2003/2004 werden an allen Hamburger Gymnasien in den Klassenstufen 6 und 8 die Aufgaben einer Klassenarbeit von der Schulbehörde zentral gestellt. Damit sollen Hamburg-weit dieselben „Standards" abgeprüft werden. Für die achten Klassen wurde von der Schulbehörde sogar ein Aufgaben-Pool herausgegeben. Diese sog. Vergleichsarbeiten bestehen ganz im Sinne der Rahmenpläne aus Textaufgaben, zum Teil mit Anwendungsbezügen, in denen die Schüler nicht nur rechnen, sondern auch vergleichen, erläutern, entscheiden und begründen sollen. Zwar werden die Ergebnisse der Schülerarbeiten an die Schulbehörde gemeldet, doch ist an ein Ranking der Schulen nicht gedacht. Wie bei jeder Klassenarbeit wird der Lehrer auch bei der zentral durchgeführten Arbeit die Ergebnisse der Schülerarbeiten mit dem von ihm erteilten Unterricht vergleichen und für seine Arbeit Schlüsse ziehen.

Alle Schüler, die in Hamburg in der gymnasialen Oberstufe Mathematik als schriftliches Abiturprüfungsfach wählen, müssen vom Abitur 2005 an zentral gestellte Aufgaben bearbeiten. Auch hier fordert der Rahmenplan, dass die Schüler mathematisch denken, argumentieren und modellieren können. Es wurden einheitliche Prüfungsanforderungen formuliert, die dem Ziel dienen sollen, Verbindlichkeit und Vergleichbarkeit herzustellen. So wurden die didaktischen Grundsätze und die Inhalte des Unterrichts sowie die Anforderungsbereiche und sogar die Arbeitsanweisungen (sog. Operatoren) für die Aufgaben in der schriftlichen Abiturprüfung bis ins Einzelne festgelegt. Eine umfangreiche Handreichung enthält zahlreiche Aufgabenbeispiele mit Lösungen.

Rahmenpläne im Internet

Viele das Fach Mathematik betreffende offizielle Bestimmungen und Handreichungen können im Internet – mittels Link auch über die Christianeums-Homepage – eingesehen werden. Es handelt sich dabei um:

(a) Rahmenplan Mathematik für das achtstufige Gymnasium (Sekundarstufe I)

(b) Rahmenplan Mathematik für das neunstufige Gymnasium (Sekundarstufe I)

(c) Rahmenplan Mathematik für die gymnasiale Oberstufe

(d) Aufgaben-Pool mit Beispielen für die Vergleichsarbeit in Klasse 8

(e) Handreichungen mit Übungsaufgaben für die Vorstufe (ab Schuljahr 2004/2005)

(f) Hinweise und Beispiele zu den zentralen schriftlichen Prüfungsaufgaben in der schriftlichen Abiturprüfung Mathematik (in den Jahren 2005 und 2006).

Aufgaben zum Bearbeiten

Was wäre ein Beitrag zur Schulmathematik ohne eine Aufforderung an den Leser zur aktiven Mitarbeit? Deshalb lade ich Sie ein, die folgenden drei (Text-) Aufgaben zu bearbeiten.

Aufgabe 1 stammt aus der Vergleichsarbeit für Klasse 6 und verlangt Grundkenntnisse in der Bruchrechnung:

Barbara behauptet: „Von zwei Brüchen ist derjenige der kleinere, der den kleineren Zähler hat."

Hat Barbara Recht? Begründe deine Antwort.

Aufgabe 2 stammt von mir und entstand anlässlich eines Michel-Konzertes. Sie verlangt die Aufstellung einer Bruchgleichung (Klasse 8) sowie die Lösung einer quadratischen Gleichung (Klasse 9):

Beim Adventskonzert singen 350 Chorsänger mit, die durch Tür 9 oder durch Tür 10 den Michel betreten sollen. Die Stellproben ergeben folgende Zeiten:

Falls alle Sänger durch die Tür 10 den Michel betreten, geht die Aufstellung 5 Minuten schneller, als wenn alle Beteiligten nur durch Tür 9 hereinkommen. Verteilt sich der Chor auf die Türen 9 und 10, dauert der Einzug genau 6 Minuten.

Wie lange dauert der Einzug des Chores nur durch Tür 9?

Aufgabe 3 habe ich in meinem Mathematik-Leistungskurs behandelt. Sie setzt geringe mathematische Kenntnisse voraus. Vermutungen verlangen aber überzeugende Begründungen. Am Ende aller Bemühungen steht das Pascalsche Dreieck.

Ein „eindimensionaler Würfel" sei 1 Strecke mit 2 Eckpunkten.

Ein „zweidimensionaler Würfel" sei 1 Quadrat mit 4 Kanten und 4 Eckpunkten.

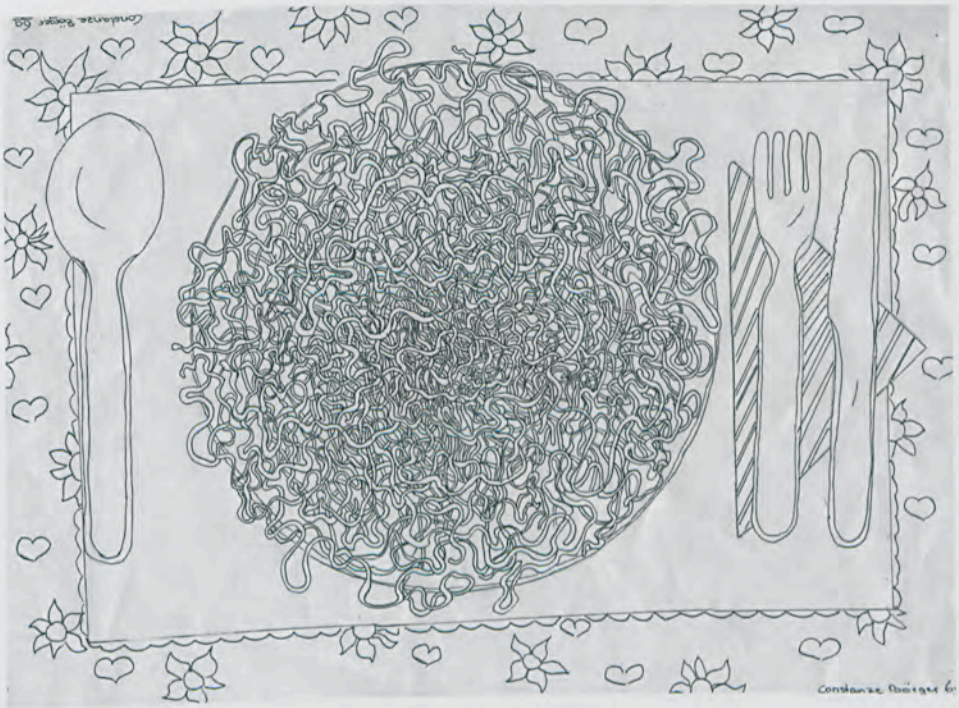
Ein dreidimensionaler Würfel hat 6 Seitenflächen, 12 Kanten und 8 Ecken.

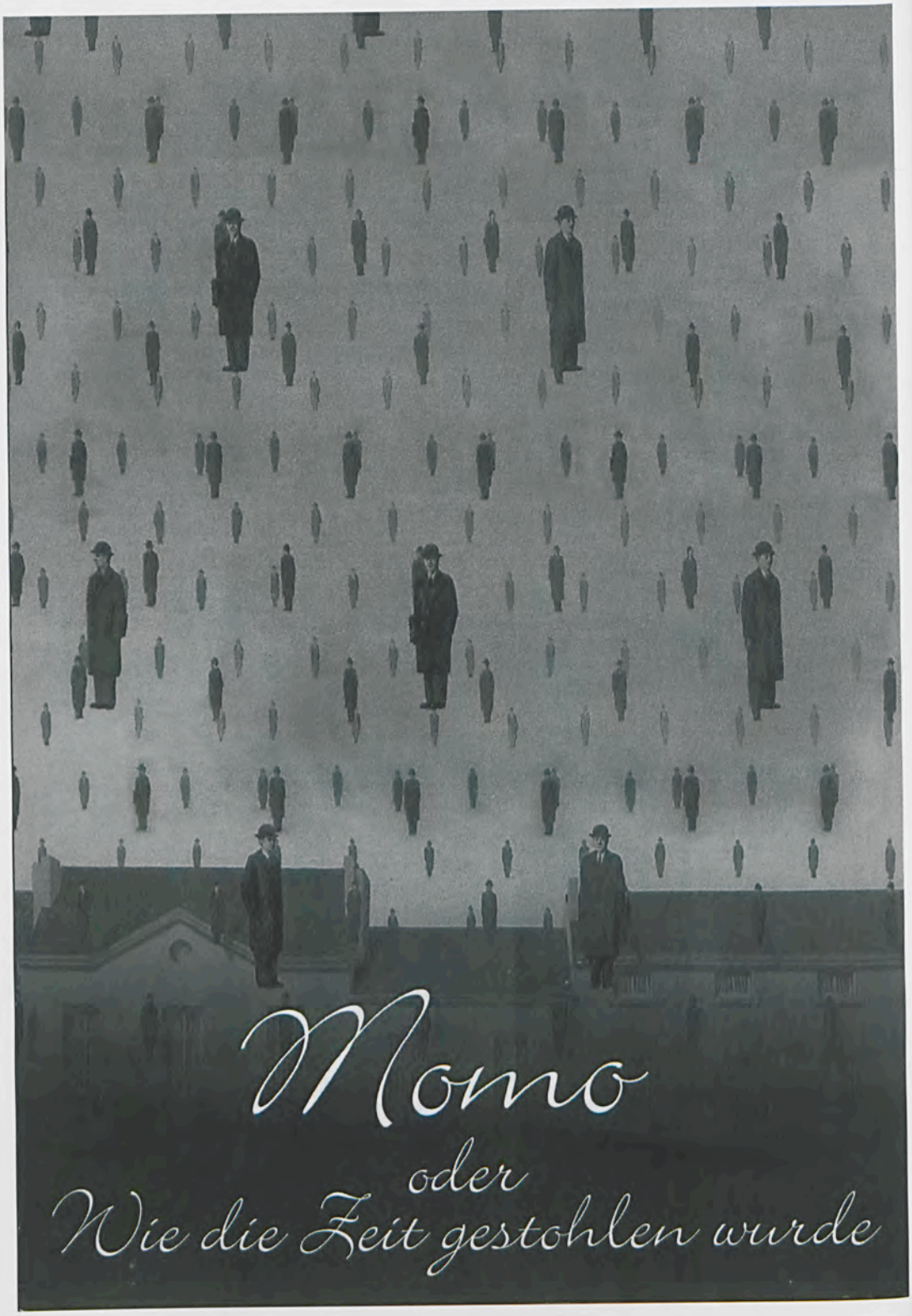
Wie viele dreidimensionalen Würfel, Seitenflächen, Kanten und Ecken hat ein „vierdimensionaler Würfel"?

Wie viele vierdimensionale Würfel, dreidimensionalen Würfel, Seitenflächen, Kanten und Ecken hat ein „fünfdimensionaler Würfel"?

Wie groß sind diese Anzahlen beim „n-dimensionalen Würfel"?

Uwe Wilms
Fachvertreter Mathematik
uwilms@gmx.net





Momo

oder

Wie die Zeit gestohlen wurde

Momo, ein wundervolles Theaterstück, am 11. 5. 04 im Christianeum

Am 11. 05. 04 um 20:00 Uhr fand im Christianeum in der Aula ein Theaterstück statt. Aufgeführt wurde Momo von Michael Ende, eine Geschichte, die von einem Mädchen erzählt, dem es gelingt, den „grauen Herren" zu widerstehen, die den Menschen die Zeit stehlen. Mit Hilfe des Zeitverwalters „Meister Hora" schafft sie es sogar, sie zu besiegen. Die Schauspieler und Schauspielerinnen waren Teilnehmer des Kurses Darstellendes Spiel sowie Kinder aus der Klasse 6f.

Alle Schüler spielten sehr gut. Jeder beherrschte seine Rolle perfekt und stellte hervorragend die Person dar, die er spielte. So konnten die Zuschauer sich gut in die einzelnen Personen hineinversetzen und konnten mitfühlen, wie den Menschen von den „grauen Herren" die Zeit gestohlen wird.

Momo war eine wunderbare, sympathische Darstellerin. Sie schaffte es, jede Situation im Stück hervorragend darzustellen, da sie z. B. ihre Stimme sowie ihren Gesichtsausdruck plötzlich ändern konnte. So hat sie traurig geguckt und traurig gesprochen, wenn die Stimmung traurig war – wirklich eine tolle schauspielerische Leistung! Beeindruckend war, dass die Darstellerin von Momo in diesem Theaterstück aussah wie die Darstellerin in dem bekannten Kinofilm. Sie hatte ebenfalls die schönen wilden Locken und die strahlenden braunen Augen.

Die Schauspieler hatten auch sehr schöne und interessante Kostüme. Sie wechselten öfter ihre Verkleidung, manchmal sahen auf der Bühne alle gleich angezogen aus, manchmal hatte jeder etwas anderes an. Besonders beeindruckend war der Auftritt der „grauen Herren", man sah lauter schwarz gekleidete „Männer" mit schwarzer Aktentasche und schwarzer Sonnenbrille. Am Anfang dagegen gab es ein „buntes Bühnenschauspiel", auf der Bühne spielten zeitgleich ganz unterschiedliche Erwachsene und Kinder, die alle verschieden angezogen waren, z. B. Kellner, Friseure, Damen bei der Unterhaltung, spielende Kinder etc. Da machte das Zuschauen noch mehr Spaß.

Hervorzuheben ist auch das eindrucksvolle Bühnenbild. Die Mühe, mit der es gestaltet wurde, hat sich wirklich gelohnt. Da auch während des Stückes Bilder auf die Leinwand projiziert wurden, hatten die Besucher das Gefühl, sich wirklich im „Momoland" zu befinden. Dies wurde auch unterstützt, indem Herr Walde passende Musik einspielte.

Während der Aufführung war das Publikum ganz still, man hätte eine Stecknadel fallen hören können und das, obwohl die Aula voll von Zuschauern war. Alle saßen gespannt und begeistert auf ihren Plätzen. Die Gruppe, die dieses Stück aufführte, hat den tobenden Applaus am Ende auf jeden Fall verdient.

Insgesamt war es ein unterhaltsamer Abend, an dem junge Talente eine hervorragende schauspielerische Leistung boten.

Nora Paulus Klasse 6a

„Momo"-Plakat zur Aufführung des Kurses Darstellendes Spiel; Ltg.: Günther Schäfer; Technik und Musik: Johannes Walde

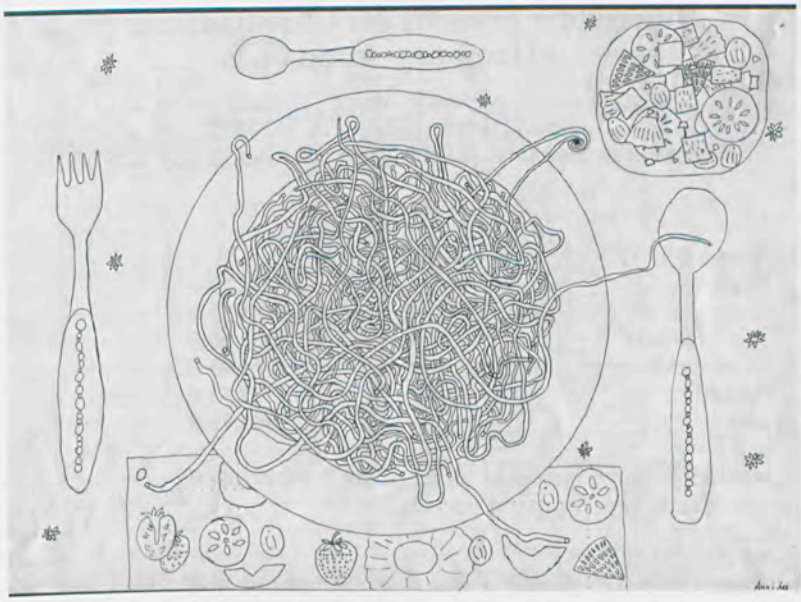
Russisch kommt – Aktionstag am 24. 04. 04 im Christianeum

Wenn die Rede von einem russischen Aktionstag ist, dann stellt sich die Frage, was der Nutzen so eines Tages ist. Warum gerade Russland? Auf diese Frage gibt es mehrere Antworten: Zum Beispiel ist Sankt Petersburg Partnerstadt Hamburgs, und so hat gerade die Hansestadt besondere Beziehungen zu der Stadt an der Newa und damit zu Russland. Auch die intensiven wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Kontakte zwischen den beiden Ländern lassen es attraktiv erscheinen, sich mit Russland zu beschäftigen. Deshalb hat auch das Erlernen der russischen Sprache an den Hamburger Schulen eine lange Tradition, und Russisch wird von vielen Schülern als zweite oder dritte Fremdsprache gewählt. Der Verband der Russischlehrer war es hauptsächlich, der den Aktionstag am Christianeum organisiert hat.

So entstand ein buntes Programm rund um Russland und die russische Sprache. Nach der Begrüßung durch den Direktor des Christianeums und den russischen Generalkonsul boten sich den Besuchern vielfältige Informations- und Unterhaltungsmöglichkeiten: Neben einigen Informationsplakaten Hamburger Schulen mit Russisch als zweiter oder dritter Fremdsprache wurde die russische Kultur auf künstlerische Weise in Form von Theaterstücken, Gesang, Gedichten und Tanz nähergebracht sowie auch auf kulinarische Weise schmackhaft gemacht. Des Weiteren bot sich die Möglichkeit an einer russischen Unterrichtsstunde teilzunehmen, sich mit Russisch am Computer vertraut zu machen und russische Literatur zu erwerben. Außerdem konnte der interessierte Besucher sich über Schüleraustausche mit russischen Städten und über den Erwerb von Russisch-Zertifikaten informieren. Ebenso wenig fehlte die Präsenz von Unternehmen, die im russischen Markt aktiv sind bzw. Kontakte mit russischen Firmen haben. Diese informierten über berufliche Perspektiven, die in Beziehung zur russischen Sprache stehen, und Arbeitsmöglichkeiten in Russland.

Dem Russisch-Aktionstag ist es gelungen, sowohl auf informative wie auch unterhaltsame Weise auf die russische Kultur und die russische Sprache aufmerksam zu machen. Russlandkenner, aber auch „Neulinge" in dieser Hinsicht kamen auf ihre Kosten. Außerdem stellte die Organisation und Gestaltung des Aktionstages auch für die Schüler eine gelungene Abwechslung zum normalen Schulalltag dar. Insofern kann man sich nur für die Fortsetzung dieser Art der Annäherung an ein fremdes Land und eine vielen nicht so vertraute Kultur aussprechen.

Gunnar Wett, Patrick Dehn (4. Semester, Leistungskurs Russisch)



Künstlernachweis, redaktionelle Hinweise und Dank

Gedenktafel „Theodor Mommsen“ S. 3: Detlef Allenberg; „Mommsen im Kastanienwäldchen“ S. 7: Abb. entnommen aus Theodor Mommsen „Römische Kaisergeschichte“, Hrsg. von Barbara und Alexander Demandt, München 1992, Abbildungsteil Seite G; Photos S. 3, 9, 12, 14, 17: Gunter Hirt; S. 19: Ulrike Schwarzrock-Frank; S. 24: mit freundlicher Genehmigung des „Klönschnack“, entnommen aus Heft 12/2003; S. 26, 27: Hella Schultz-Buhr; S. 28, 29, 31: Martje Petersen; S. 55 – 60: Jonathan Theis; S. 66: priv.; „Schreibtisch“ S. 37: Stella Rutkat, 6a; S. 44: Elena Kasche 6c; S. 45: Flavia Lamprecht 6c; S. 48: Swantje Herrmann 6c; „Kate“ S. 53: Richard Henis, 10b; „Villa“ S. 62: Tessa von Georg, 10b; „Spaghetti“ S. 71: Maxie Winter, 6c; S. 77: Constanze Börger, 6a; S. 81: Max Gerbaulet, 6c. Alle Schülerarbeiten entstanden im Unterricht Bildende Kunst unter der Leitung von Frau Ursula Zieger.

Aufmerksamen Lesern war es nicht entgangen: Leider wurden im Heft 2/2003 auf S. 30 unter „Skyline von Hongkong“ ein Chicago-Photo abgedruckt. Wir bitten das Versehen zu entschuldigen! – Die Redaktion dankt sehr herzlich Herrn Prof. Dr. Christian Meier für das Erstellen der Druckfassung seines Festvortrages; der Chefsekretärin des Christianeums, Frau Rauch, für die bewährte Hilfe bei der Texterfassung; der Abiturientin Martje Petersen für die zwiefache Autorschaft trotz Prüfungsdrucks(!) und den Vorstufenschülerinnen und –schülern (die nicht minder belastet waren)für die Auslandsberichte und die Überlegungen zum Unterrichtsfach und zum Aktionstag Russisch. Die letztgenannten Artikel erscheinen im nächsten Heft.

Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.

Schatzmeister Dr. Klaus Henning Steinburger Str. 33a,
22527 Hamburg, Tel / Fax 540 79 70
Hamburger Sparkasse (BLZ 200 505 50) Konto 1265 / 125 029

Kassenbericht 2003

Bestand am 31.12.2002		
1. Konto	24.256,77 €	
davon geb. für Otto-Ernst-Zimme geb.	17.873,53 €	
für MIC	3.360,00 €	
2. Termingeldkonto	50.770,43 €	
3. Bargeld	573,75 €	
gesamt	**75.600,95 €**	
Summe der Konto-Einnahmen im Jahr 2003	45.019,29 €	
Summe der Konto-Ausgaben im Jahr 2003		40.595,58 €
Bestand am 31.12.2003		
1. Konto	28.680,48 €	
davon geb. für Otto-Ernst-Zimmer	21.963,87 €	
geb. für MIC	–	
geb. für BHKW	625,00 €	
geb. für Mommsen-Plakette	510,00 €	
2. Termingeldkonto	51.417,48 €	
3. Bargeld	262,62 €	
4. Wert der T-Shirts nominal	1.200,00 €	
gesamt	**81.560,58 €**	
Bilanzsaldo 2003	+5.959,63 €	

Darstellung der Einnahmen und Ausgaben über das Girokonto

Einnahmen		Ausgaben	
Beiträge mit nicht gebundenen Spenden	24.121,33 €	Notar & Vereinsregister	43,50 €
Geb. Spenden für das MIC	1.780,00 €	Elternrat	600,00 €
Geb. Spenden für das OEZ	4.090,34 €		
Geb. Spenden für das BHKW	575,00 €	Versicherung: Elektronik (ZA)	282,81 €
Geb. Spenden für die Mommsen-Plakette	510,00 €		
Geb. Spenden für das Orchester	1.00,00 €	Abitur-Preise	453,75 €
		Photographien Abitur-Jahrgang	251,45 €
Nicht geb. Einzelspenden	500,00 €		
Spende des Abi-Jahrgangs 78	300,00 €	Aufwandsentsch. Bibliothek	87,40 €
Bareinzahlung	4.000,00 €	Jahresbeitrag WB	11,00 €
		Jahresbeitrag Ges. S.-H. Geschichte	30,00 €
Ver. ehem. Christianeer	1.530,00 €	Jahresbeitrag Griffelkust	130,50 €

Ver. ehem. Christianeer: Ornithes-Preis	77,00 €	Jahresbeitrag Russisch-Lehrer-Verband	580,00 €
		Chicago-Austausch	480,00 €
Schrankmieten	3.304,00 €	Druck Christianeum 02/02	4.889,69 €
		Druck Christianeum 01/03	5.007,98 €
Leihgebühren Filmherstelung	50,00 €	Versand Christianeum 01/03	507,76 €
Rückzahlung Lesungskosten	130,00 €		
		Klassenschränke	6.744,05 €
		Geschirrspüler MIC	5.660,80 €
		Plakette Winsberg	3.500,00 €
Pulloververkauf über Konto	1.610,00 €	T-Shirts insgesamt	5.977,20 €
		Trinkflaschen f. d. 5. Kl.	456,35 €
		Mikrophone	668,00 €
		Farben	124,78 €
		Schlagzeug	290,00 €
		Kanu-Ausrüstung	633,68 €
		Bücher Abitur-Vorbereitung Mathematik	181,60 €
		Unterstützung Präsentation	260,00 €
		Busfahrten Brahmsee	950,00 €
Zinsen auf das GiroKonto	85,42 €	Kosten GiroKonto	244,32 €
		Jahresmiete Schließfächer Bank	167,20 €
Summe der Zugänge Haspa-Konto	**45.019,29 €**	Summe der Abgänge Haspa-Konto	**40.595,58 €**

Alle gebundenen Spenden für das MIC sind inzwischen aufgelöst; da das Otto-Ernst-Zimmer inzwischen eingebaut wird, sind auch die dafür vorgesehenen Spenden stark vermindert.

Mitgliedersituation

Ende 2003 hatte der Verein nominell	1094 Mitglieder.
Im Jahr 2003 wurden neu aufgenommen	87 Mitglieder,
die Mitgliedschaft endete für	90 Mitglieder.

Bei den aktiv Ausgetretenen bestehen keine wechselseitigen Forderungen.
4 Mitglieder sind beitragsfrei gestellt.

Im Jahr 2003 erhielt der Verein von (nur!) 490 Mitgliedern Beiträge. Die Gesamtsumme dieser Zugänge betrug 24.196,33 €, d. h., auch hier ist ein größeres Maß an ungebundenen Spenden und an rückständigen Beiträgen enthalten. Beides ist den Überweisungen meist nicht anzusehen.

In den ersten Monaten des Jahres 2004 ist ein wesentlich größerer Zufluss an Beiträgen – vor allem auch rückständigen – zu beobachten: Bis zum 16. Februar ist die Zahl der Beiträge für 2003 von 490 bis Anfang Mai auf 715 gestiegen, für 2004 auf 290. So kann die finanzielle Situation als erfreulich bezeichnet werden.

Der Schatzmeister bittet selbstverständlich – wie immer – um die Begleichung der ausstehenden Beiträge. Er weist aber auch darauf hin, dass laut Satzung ein Mitglied aktiv kündigen muss, um den Verein zu verlassen – das Abitur eines der Kinder lässt die Mitgliedschaft nicht enden.

Der Schatzmeister

Programmvorschau
Literarisches Café im Christianeum

August 2004 – Januar 2005

Donnerstag, der 19. August, 20.00 Uhr **Witold Gombrowicz zum 100. Geburtstag**

Am 4. August 1904 wurde Witold Gombrowicz bei Opatów, nordöstlich von Krakau, geboren. Er studierte Jura in Warschau und veröffentlichte 1938 seinen ersten Roman, „Ferdydurke". Witzig, extrem, grotesk, satirisch nimmt Gombrowicz alle vertrauten gesellschaftlichen Formen auseinander und setzt sie nach sehr eigenen Vorstellungen wieder zusammen. Aus diesem Roman werden wir einige Passagen auswählen, in denen sich der Autor z. B. an seinen Lehrern „rächt" und unter anderem eine Lateinstunde aus dem Ruder laufen läßt.
Der Zweite Weltkrieg überraschte Gombrowicz in Argentinien. In diesem Land blieb er bis 1963 – Polen sah er nie wieder. Diesem Auslandsaufenthalt verdanken wir viele Essays und vor allem ein sorgfältig geführtes Tagebuch. Bei seinen Eintragungen tat Gombrowicz nicht so, als sollte diese täglichen Notizen niemand jemals zu Gesicht bekommen, sondern er brauchte den Leser als Dialogpartner und Nach-Denker. Dadurch ragt sein Tagebuch weit aus der Reihe jener braven Beschreiber von Tagesereignissen heraus, die Begegnungen mit berühmten Leuten oder das Erwähnen ihrer eigenen Wehwehchen für mitteilenswert halten. Eine Auswahl aus den Tagebucheintragungen Gombrowiczs bildet den zweiten Teil dieser Geburtstagsfeier, die mit polnischer und argentinisch-spanischer Musik umrahmt wird.
Mitwirkende: ***Bernhard Meier, Reinhard Schröder,***
Schülerinnen und Schüler der Vorstufe

Donnerstag, der 26. August, 20.00 Uhr **50 Jahre „Das Wunder von Bern"** Lesung, Filmausschnitte und Gespräch mit **Christof Siemes**

Unvergessen ist die Fußballmannschaft um Trainer Sepp Herberger. Legendär sind Spieler wie Fritz Walter oder Helmut Rahn. Längst ist der Gewinn der WM 1954 ein deutscher Mythos. „Das Wunder von Bern" erzählt von diesem einzigartigen Sportereignis, von dem Anbruch einer neuen Zeit und über das Ruhrgebiet, wo das Herz des deutschen Fußballs schlägt. Denn auch der elfjährige Matthias aus Essen, der in Helmut Rahn Ersatzvater und Idol gefunden hat, fiebert mit seiner Mannschaft. Doch als sein Vater nach zwölf Jahren aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrt, scheint nichts wie zuvor…
Christof Siemes' Roman, 2003 bei Kiepenheuer & Witsch als Taschenbuch erschienen, ist ein spannendes Buch nach dem Drehbuch von Sönke Wortmann und Rochus Hahn zum Erfolgsfilm. Der Autor, 1964 geboren, ist Fußballfan, studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie und ist seit 1993 Redakteur im Feuilleton der ZEIT.

Donnerstag, der 2. September, 20.00 Uhr

Sihem Bensedrine:
Besiegte Befreite
Eine arabische Journalistin erlebt den besetzten Irak – Lesung und Gespräch

Zwei Monate nach dem – offiziellen – Ende des Krieges reist die tunesische Journalistin und Menschenrechtsaktivistin in den Irak. Sie will ihre Freundin Nacera wiederfinden, eine irakische Ingenieurin, die ihr zwölf Jahre zuvor die Augen über das Regime Saddam Husseins geöffnet hatte. Aber im „befreiten" Irak bleibt Nacera verschwunden. Was westlichen Berichterstattern meist verschlossen bleibt, erfährt die arabische Journalistin im Gespräch mit den Irakern selbst. Erst durch die „Befreiung" wird für sie sichtbar, dass die irakische Gesellschaft durch eine 24-jährige Diktatur bis in ihre Tiefenschichten zerstört ist.
Die Journalistin Sihem Bensedrine ist seit Juni 2003 Gast der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte und schrieb während ihres Stipendiums den Briefroman „Besiegte Befreite" zunächst auf Französisch. Jetzt ist der Roman im Kunstmann Verlag auch auf Deutsch erschienen. Als Galionsfigur des Widerstandes gegen die Diktatur Ben Alis ist sie vielfältigen Repressionen ausgesetzt. 2001 wurde sie nach Publikationen über Korruption und Folter in Tunesien inhaftiert.

Donnerstag, der 9. September, 20.00 Uhr

Antonella Romeo:
„La deutsche Vita"
Lesung und Gespräch

Vor vierzehn Jahren kam die in Turin geborene italienische Journalistin nach Hamburg. Sie ist freie Mitarbeiterin, u. a. beim SPIEGEL und der ZEIT. Sie ist Mutter zweier deutsch-italienischer Mädchen.
In Ihrem Buch „La deutsche Vita", 2004 im Verlag Hoffmann und Campe erschienen, erzählt sie von ihren Erfahrungen in Deutschland; augenzwinkernd und ironisch beispielsweise über Kindererziehung, Gemütlichkeit und Stadtteilkultur, aber auch nachdenklich und mit politischem Scharfblick über die Geschichte und die Beziehungen beider Länder. Ihr Fazit: „In Deutschland geboren zu sein, ist nicht leicht." Jedoch stellt sie auch fest: „Manche italienische Kollegen waren sehr enttäuscht, als sie hörten, dass ich in Deutschland nicht leide. Vor allem aber musste ich Deutschland vor den Deutschen in Schutz nehmen." Ein wichtiges Buch über europäische Verständigung und eine herzerfrischende Autorin!

Donnerstag, der 16. September, 20.00 Uhr

Erwin Burmeister:
„Hilflos in Gomorrha"
Lesung und Gespräch

Der Autor schildert in seinem 2003 veröffentlichten Buch weitgehend autobiographisch seine Kindheit und Jugend in Hamburg während der Jahre 1934 bis zu den verheerenden Luftangriffen im Juli 1943. Parallel dazu läuft der Bericht eines englischen Bomberpiloten in Form eines Tagebuches während des gleichen Zeitraumes. Damit ist dem Autor ein auch literarisch bemer-

kenswerter, um Verständigung bemühter Beitrag zum umstrittenen Thema „Luftkrieg" gelungen.
Erwin Burmeister wurde in Hamburg geboren, machte 1957 am Christianeum Abitur und studierte Naturwissenschaften und Romanistik, bevor er jahrelang in verschiedenen Zweigen der Wirtschaft tätig war. Er lebt in Baiersdorf / Mittelfranken. Er verfasste u.a. Rundfunkbeiträge und schrieb für Zeitschriften, Kulturführer und Anthologien.

Donnerstag, der 21. Oktober, 20.00 Uhr **Achim Amme: Märchen – auch für Erwachsene**

Herbstzeit ist Märchenzeit: Der Hamburger Autor, Satiriker, Schauspieler und Gitarrist vermeidet in modernen Märchen nach alten Vorlagen jedoch allzu Inniges und Sinniges. Vielmehr hält er in ihnen inhaltlich und stilistisch Erinnerungen an seine Vorbilder Kästner, Ringelnatz, Brecht und Tucholsky wach. Für seine Arbeit erhielt er u.a. den Publikumspreis des Joachim-Ringelnatz-Wettbewerbs, er schreibt Songs und Satiren und tritt häufig auch vor Schulpublikum auf.

Donnerstag, der 28. Oktober, 19.00 Uhr **Schwarze Beute – Krimi-Abend**
Ein Projekt der Mittelstufe

Auguste Dupin, Sherlock Holmes, Peter Wimsey und Hercule Poirot haben eingeladen. Ihr Erscheinen auf diesem abstrusen Treffen haben Sam Spade, Jules Maigret und Philip Marlowe sofort zugesagt, auch Studer, Rabbi Small und Bärlach wollen kommen. Noch unentschieden sind bisher Guido Brunetti, Kurt Wallander und Martin Beck. Brenner und Cheng haben sich noch nicht gemeldet. Nun ja. Mal sehn, was passiert. Warm anziehn!
A Faint Cold Fear Thrills Through My Veins (Shakespeare).
Verantwortlich: ***Jochen Stüsser-Simpson***

Donnerstag, der 11. November, 20.00 Uhr **Mann – oh – Mann**
Karikaturen und Textsatiren über Thomas Mann und die Seinen. Vortrag von
Uwe Naumann
mit Dias und Tondokumenten

Thomas Mann und die Seinen sind die „deutschen Windsors" nicht erst seit Heinrich Breloers Monumentalfilm „Die Manns". Im Schicksal der Familie Mann spiegelt sich ein ganzes Jahrhundert, und man wird nicht müde, immer neue Details der Geschichte dieser „amazing family" zu erfahren.
Die Familie Mann ist aber auch seit jeher ein beliebter Gegenstand bei Karikaturisten und Satirikern gewesen. Von Th. Th. Heine bis Alfred Kerr, von Walter Moers bis Robert Gernhardt reicht die Liste der satirischen Bilder und Texte zur Familie Mann. Ob Thomas oder Heinrich, Katia, Klaus oder Golo – man hat sich über sie lustig gemacht, ihre Werke und öffentlichen Auftritte karikiert und persifliert.
Uwe Naumann stellt die schönsten und witzigsten Satiren zur Familie Mann vor – in Bild und Text. Und er präsentiert als besonderes Bonbon die Ton-

aufnahme einer Satire, die Erika Mann 1955 zum 80. Geburtstag ihres Vaters in Hörspielform produzierte: „Das Wort im Gebirge".
Uwe Naumann, geboren 1951, ist Programmleiter Sachbuch im Rowohlt Verlag. Er betreut als Herausgeber die Werke von Klaus und Erika Mann. 1999 war er Kurator der Klaus-Mann-Ausstellung, die mit großer Resonanz in München, Lübeck und Zürich gezeigt wurde.

Donnerstag, der 18. November, 18.00 Uhr **David Chotjewitz: „Das Abenteuer des Denkens – Roman über Albert Einstein"**
Lesung und Gespräch

Vorbildlich unvorbildlich – Albert Einstein ist für uns so etwas wie eine Metapher für Menschlichkeit und Eigensinn und der „große Mann" war nicht nur Wissenschaftler, sondern auch ein Mensch unter Menschen.
Er gab mit fünfzehn auf: die Schule, die deutsche Staatsbürgerschaft, die jüdische Religionszugehörigkeit. Ohne Familie, ohne Heimat dauerte es ein paar Jahre, bis er seinen Weg gefunden hatte. Es gab Prinzipien, von denen er seitdem nicht mehr abrückte. Seine „kosmische Religion", seinen Antimilitarismus, seinen Glauben an die Begreifbarkeit der Welt.
David Chotjewitz ist es gelungen, ein spannendes Buch über den Menschen Albert Einstein zu schreiben. Das Jahrhundertgenie erscheint uns sehr nahe in seiner Freude, seiner Launenhaftigkeit, seiner Lust an der Provokation im Umgang mit Freunden und Kollegen und in seinem Einsatz gegen den Krieg. Das Buch erschien im März 2003 im CARLSEN Verlag zum 125. Geburtstag von Albert Einstein. David Chotjewitz, 1964 in Berlin geboren und in Rom aufgewachsen, arbeitete u. a. als Schauspieler und Übersetzer. 2000 erschien bei CARLSEN sein Roman „Daniel Halber Mensch", jetzt auch als Taschenbuch erhältlich.

Donnerstag, der 2. Dezember, 20.00 Uhr **Lukian – Ein Scharlatan auf dem Scheiterhaufen oder: Über das Lebensende des Proteus Peregrinos**
vorgestellt von **Jens Gerlach** (Christianeum) und **Dirk Uwe Hansen** (Universität Greifswald)

Der Satiriker Lukian von Samosata verfasste im zweiten Jh. n. Chr. in der Epoche der sogenannten „Zweiten Sophistik" eine Schmähschrift gegen den kynischen Philosophen Proteus Peregrinos, der sich bei den Olympischen Spielen des Jahres 165 (?) n.Chr. öffentlich verbrannt hatte. Gegenüber der Rezeption dieser Schrift als historischer Quelle für das Frühchristentum und den antiken Kynismus – denn Peregrinus soll eine Zeit lang auch der Sekte der sog. „Christianer" angehört haben – ist ihre besondere literarische Form sowie die zwielichtige Rolle des Lukian als Autor und Akteur im eigenen Stück bislang nur wenig berücksichtigt worden. Anlässlich der voraussichtlich im Herbst 2004 erscheinenden Neuausgabe des „Peregrinos" (griechischer Text mit deutscher Übersetzung, Sachkommentar und weiterführenden Essays) berichten

die Autoren von ihre Arbeit am „Peregrinos“ und von dem Versuch, dessen literarischer Strategie auf die Schliche zu kommen.

Donnerstag, der 13. Januar 2005, 20.00 Uhr **John Donne und e.e. cummings**
vorgestellt von
Reinhard Schröder

Die beiden Dichter haben völlig unterschiedliche Themen: Der Prediger John Donne (1573–1631) verblüffte in London mit seinem neuen „metaphysischen“ Stil; e.e.cummings (d. i. Edward Estlin Cummings, 1894–1962) reizte seine amerikanischen Leser mit Spott und Satire. Für beide aber gilt: Sie experimentieren kühn, brillant und poetisch mit der Sprache.
Mitwirkende: ***Schülerinnen und Schüler der Studienstufe***

Donnerstag, der 20. Januar, 20.00 Uhr **Attilâ _lhan**
vorgestellt von
Süreyya Turhan-von Leffern

„Willst du den Leuchtturm stehlen, tu es!
Willst du mit dem Streichholz leuchten, tu es!“
Attilâ _lhan

Der 1925 in der Nähe von Izmir geborene Dichter Attilâ _lhan schrieb schon als Gymnasiast Gedichte. Neben vielen Gedichtbänden verfasste er mehrere Romane, Kurzgeschichten und Essays. Zur Zeit meldet sich der 79-jährige in der türkischen Presse fast täglich zu Wort und setzt sich mit der Frage der türkischen Identität auseinander. Insbesondere in seiner Lyrik hat Attilâ _lhan einen sehr eigenen Stil geprägt und diesen trotz heftiger Kritik bewahrt. Inzwischen genießt er in der türkischen Literaturwelt ein sehr hohes Ansehen. An diesem Abend wird eine Auswahl seiner Gedichte aus unterschiedlichen Epochen vorgestellt.
Schülerinnen und Schüler des LK Deutsch III. Semester
tragen die Gedichte vor.
Musikalische Begleitung: ***Orhan _im_ek*** *(Saz)*

Donnerstag, der 27. Januar, 20.00 Uhr **Jüdisches Schicksal in Blankenese**

Am Gedenktag für die Opfer des Holocaust stellt der Verein zur Erforschung der Geschichte der Juden in Blankenese Schwerpunkte aus seiner bisherigen Arbeit vor. Schüler und Lehrer des Christianeums werden diesen Abend mitgestalten.
Verantwortlich: ***Martin Schmidt, Ulrike Schwarzrock***

Das aktuelle Programm des Literarischen Cafés ist auch auf der Website des Christianeums abrufbar: **http://www.hh.schule.de/christianeum**. Über und zu Veranstaltungen, die schon stattgefunden haben, gibt es außerdem Erlebnisberichte, Kritiken und kurze Eindrücke.

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
59. JAHRGANG HEFT 2 HAMBURG DEZEMBER 2004

Inhalt

Abiturientenentlassung 2004
Ansprache des Schulleiters 3
Ansprache der Abiturienten H. Fuhrhop und Ph. Sommer 6
Abiturientenphoto 40
Die Namen der Abiturienten und Preisträger 42
Das Otto-Ernst-Zimmer im Christianeum – Geschichte, Restaurierung und Einbau des Gesamtkunstwerks 11
Barbara Haegers „Großer kniender Torso" im Innenhof des Christianeums 20
Mit dem Deutsch-Leistungskurs in Weimar und Buchenwald 30
Anmerkungen zur Rechtschreibreform 36
Chronik vom 15. Mai bis 15. November 2004 45
Gunter Hirt, Margret Kaiser, Ulrich Schulz und Eugen Weisz im Ruhestand 50
Schulhockey am Christianeum 56
Pädagogische Arbeit an der 506. Schule in St. Petersburg 58
Russisch am Christianeum – Lehrer- und Schülermeinungen 61
Benimm und Unterricht – Lehrerfragen an die Eltern 66
Künstlernachweis und Dank 68
Lesetip: die Krimiautorin Barbara Dobrick 68
Bona Peiser (1864 – 1929) – die erste Bibliothekarin 72
Literarisches Café: Programmvorschau Januar bis Juni 2005 75
Einladungen des VdF und des VeC 80

Redaktion: Ulf Andersen, Bernhard Meier (verantwortl. Redakteur), Stefan Prigge, Marita Rainsborough, Carl J. Vielhaben
Anzeigen: Anke Meyer-Kotte
Redaktionsschluß: 16. November 2004
Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg
Telefon: 040/42 88 82 80 · Fax: 040/428 88 28 31
Internet: http://www.hh.schule.de/christianeum/
E-mail-Adresse: christianeum@chr.hh.schule.de
Bankverbindungen:
Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.
Dr. Klaus Henning, Steinburger Str. 33a, 22527 Hamburg
Hamburger Sparkasse (BLZ 200 505 50), Kto.-Nr. 1265/125029
Vereinigung ehemaliger Christianeer V.e.C.
Detlef Walter, Wiedenthaler Bogen 3g, 21147 Hamburg, Tel. 796 22 91
Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Kto.-Nr. 10780-207
Vereins- und Westbank Hamburg (BLZ 200 300 00) Kto.-Nr. 16078111
Herstellung: Wartenberg & Söhne GmbH, Druckerei und Verlag, Hamburg
gedruckt auf 100 % chlorfrei gebleichten Faserstoffen Bilderdruckpapier 90 g/m²
Abgabe an die Mitglieder kostenlos

Abiturientenentlassung am 18. Juni 2004

Ansprache des Schulleiters Ulf Andersen

Liebe Abiturienten,

Ihr seht, dass es unter uns eine beachtliche Zahl von Ehemaligen gibt, die über 50 Jahre durch ein Band der Freundschaft verbunden sind. Und durch das Band gemeinsamer Erinnerungen, das bei fast jedem Ehemaligentreffen eine sich nach langen Intervallen wiedersehende Gruppe ad hoc wieder zusammenfügt. Ernste und komische Erlebnisse werden dann heraufbeschworen, besonders aber Lehrergestalten, die sich unauslöschlich in das Gedächtnis eingegraben haben, deren Vorzüge und Nachteile, deren Ecken und Kanten, deren Launen und Sprüche auch aus dem größten zeitlichen Abstand wiederbelebt werden. Der Außenstehende, Nichteingeweihte bleibt nicht lange ausgegrenzt, da es meist nur weniger Striche oder Zitate bedarf, um eine lebhafte Vorstellung von dem oder der Geschilderten zu vermitteln. Denn irgendwie hat sich jeder ein Grundmodell von selbst erlebten Lehrerpersönlichkeiten bewahrt, an die er mit Respekt oder belustigt oder auch mit Häme und unaufgearbeiteter Ablehnung zurückdenkt.

Natürlich wäre es interessant zu verfolgen, welches Bild von Euren Lehrern dermaleinst bei Euren Ehemaligentreffen wieder aufleben wird.

Erinnerungen an die Schulzeit, und da vor allem an bestimmte Lehrerprofile, haben bekanntlich auch viele Schriftsteller umgetrieben. Die bekannteste und zugleich liebenswerteste Schulzeitbeschwörung ist sicherlich Heinrich Spoerls Roman „Die Feuerzangenbowle", ein Panoptikum unvergesslicher Lehrerkarikaturen, die sich dem Leser oder dem Kinobesucher unauslöschlich einprägen. Der Verfasser setzt seinem Werk vorsichtshalber die Bemerkung voran: „Dieser Roman ist ein Loblied auf die Schule, aber es ist möglich, daß die Schule es nicht merkt."

Spoerls Zeitgenosse Thomas Mann karikiert ebenfalls die Gymnasialprofessoren, die seine Schulzeit am Lübecker Katharineum beherrschten, aber mit deutlich kritischerer Tendenz. Sein kleiner Held Hanno Buddenbrook gerät unter die Fuchtel von Direktor Wulicke, eines, wie Mann schreibt, „furchtbaren Mannes", der „entsetzlich war im Lächeln wie im Zorne ... Es blieb nichts anderes übrig, als ihn im Staub zu verehren und durch eine wahnsinnige Demut vielleicht zu verhüten, dass er einen nicht dahinraffe in seinem Grimme und nicht zermalme in seiner Gerechtigkeit." Ähnlich fällt die Charakteristik der meisten anderen Lehrer aus. Immerhin weigern sich Hanno und sein Freund Kai, die üblichen Spottnamen zu gebrauchen, „weil ein Humor daraus sprach, der sie nicht berührte und sie nicht einmal zum Lächeln brachte. Es war so billig, so nüchtern und unwitzig, den dünnen Professor Hickopp *die Spinne* und Oberlehrer Ballerstedt *Kakadu* zu nennen, eine so armselige Schadloshaltung für den Zwang des Staatsdienstes."

Vollends zu einer vernichtenden und vielleicht auch verzweifelten Abrechnung mit der eigenen wilhelminischen Schulzeit, stellvertretend für viele ähn-

liche Beispiele in der Literatur, wurde Frank Wedekinds Pubertätstragödie „Frühlingserwachen". Da sitzen im Konferenzzimmer – paradoxerweise unter den Bildnissen der pädagogischen Aufklärer Pestalozzi und J. J. Rousseau – Lehrer mit den beziehungsreichen Namen Affenschmalz, Knüppeldick, Hungergurt, Knochenbruch, Zungenschlag und Fliegentod und räsonnieren über ihr Selbstverständnis, „den Gymnasiasten an seine durch seine Heranbildung zum Gebildeten gebildeten Existenzbedingungen zu fesseln".

Zurück zu Heinrich Spoerl. Er fragt sich: „Warum sind Lehrer Originale?" Seine Antwort: „Erstens sind sie gar keine, die Phantasie der Jungens (und Mädchen) und die Übertreibung der Fama macht sie dazu. Zweitens müssen sie Originale sein. Kein Mensch, kein Vorgesetzter ist so unerbittlich den Augen einer spottlustigen und unbarmherzigen Menge ausgesetzt wie der Magister vor der Klasse. In dem Bestreben, seine Würde zu wahren und sich keine Blöße zu geben, wird er verbogen und verschroben. Oder er stumpft ab und lässt sich gehen."

Worauf Spoerl hier anspielt, ist leicht nachzuvollziehen: Lehrer, die sich mit signifikanten Merkmalen eingeprägt haben, sind aus der Entwicklung junger Menschen nicht wegzudenken. Die meisten von Euch werden mir recht geben, dass Reibereien mit vorgesetzten Autoritäten, zu Hause oder in der Schule, ihren Reifungsprozess begleitet haben. Da wir bei uns einen äußerst vielseitigen Schulbetrieb auch nachmittags und oft sogar bis in den späten Abend unterhalten, ist es schließlich kaum zu vermeiden, dass die Erziehung zur eigenständigen Persönlichkeit ungewollt aber unaufhaltsam immer stärker in der Schule stattfindet. Dies ist um so bedeutungsvoller, als sich die Familie in Folge des wandelnden Berufsverständnisses als primärer Erziehungsträger unmerklich zurückzieht. Schule, in Person von Lehrern, sieht sich phasenweise in die Rolle des Familienersatzes hineinwachsen.

Nur ist sie nicht darauf vorbereitet. Die meisten unserer Lehrer haben nie eine entsprechende Grundausbildung erfahren. Es galt bisher, zwei Fächer möglichst umfassend und fundiert wissenschaftlich zu durchdringen. Entwicklungspsychologische und sozialtherapeutische Kenntnisse waren in der bisherigen Ausbildung angehender Pädagogen nicht vorgesehen. Ihr wisst auch, dass es Lehrer gibt, die den enormen nervlichen Belastungen nicht gewachsen sind oder mit der Zeit unglücklich werden. Ganz zu schweigen von der Zahl derjenigen, die in dem Bewusstsein resignieren, dass selbstloser Einsatz und kräfteverschleißendes Engagement nicht belohnt und Verweigerung und Bequemlichkeit nicht abgestraft werden. Unter uns müssen viele vorzügliche und allseits anerkannte Mitglieder des Kollegiums bereits seit 20 bis 25 Jahren auf die längst überfällige und verdiente kleine Beförderung warten.

Mittlerweile schwappt wieder einmal eine von unterschiedlichsten Kommissionen angestoßene Welle von Reformen in die Schulen hinein. Sachlich sind sie z.T. durchaus berechtigt. Sie haben nur ein entscheidendes Manko: Diejenigen, die sie umsetzen sollen, wurden gar nicht um ihre Meinung gefragt. Ein reicher Erfahrungsschatz liegt brach. Dazu kommt, dass das Durchschnittsalter derjenigen, die diese Innovation schwungvoll umsetzen sollen, einen in

Deutschland bisher nicht gekannten Höchststand erreicht hat. Es wird unsere Jubilare überraschen, dass das Kollegium des Christianeums heute im Schnitt älter ist als zum Zeitpunkt ihrer Einschulung 1946. Aber damals war durch Krieg und politische Verstrickung eine ganze Lehrergeneration ausgefallen. Heute mangelt es schlicht an Neueinstellungen. Für vier verdiente Kollegen, die nach jeweils mehr als 30 Jahren am Christianeum nächste Woche in den Ruhestand gehen werden, wird ein einziger neu eingestellter junger Lehrer zu uns kommen. Und das bei steigenden Schülerzahlen!

Jene Bereiche, die über den Unterricht hinaus unserer Schule ein besonderes Gepräge geben, mit unermüdlichem Einsatz und unverwüstlichem Idealismus betreut – Chöre und Orchester, Darstellendes Spiel und Literarisches Café –, werden von weithin geachteten Persönlichkeiten geleitet, die allesamt schon das 60. Lebensjahr erreicht oder überschritten haben. Rechtzeitige, zielgerichtete Vorkehrungen für angemessene Nachfolge in diesen Aktivitäten sind trotz hoffnungsvoller Ansätze nicht möglich, weil die Schulen noch immer keine autonome und langfristige Personalpolitik betreiben dürfen. Einstellungen werden zentral und ad hoc entschieden. Es liegt auf der Hand, dass auf den spezifischen Geist und auf gewachsene Traditionen einer Schule nur wenig Rücksicht genommen werden kann.

Schulreformen kündigen sich zumeist mit einem wahren Füllhorn beeindruckend klingender neuer Begriffe an. Von den vielen Reformideen, die ich im Laufe meiner Zeit als Lehrer kennen gelernt habe, ließe sich ein ganzes Wörterbuch speisen. In Zukunft sollen die Lehrer nun „systemisch" denken und handeln und ihr tägliches Tun am „Output" orientieren. Es war mir vergönnt, den anrührenden Schulfim Eures Jahrganges vorab ansehen zu dürfen. Fast schon nostalgisch verklärt zieht er eine Bilanz der Ereignisse und Unternehmungen, die für Euch wichtig und prägend waren und die Euch auch in Zukunft mit Eurer Schule verbinden werden. Ich frage mich, wie man all das mit der Kategorie „Output" erfassen will.

Aber ich will mich nicht dem Anschein des uns Lehrern gern nachgesagten Hangs zum Selbstmitleid aussetzen. Günter Grass, der einige Jahre in der Wilstermarsch in einem vorzugsweise von Pädagogen bestimmten Umfeld verbrachte, muss irgendwann genug gehabt haben von schulfixierten Endlosdiskussionen. Denn in seiner Erzählung „Kopfgeburten oder die Deutschen sterben aus" entwickelt er folgende Utopie: „Landesweit wäre für die Dauer der achtziger Jahre jedes pädagogische Gespräch, die mündliche oder schriftliche Verbreitung von alten oder neuen bildungspolitischen Konzepten, ferner allgemein die Wörter Lernziel, Erziehungswesen, Didaktik, Curriculum, Bundesbildungskonferenz, einschulen, verschulen und umschulen, überhaupt alle dem deutschen Bildungswahn zuzuordnenden Wörter verboten."

Ich kann mir vorstellen, dass in letzter Zeit auch noch weitere Begriffe in seinen Ohren geklungen und Aufnahme in dieser Liste gefunden hätten: Frequenzen, Faktorisierung, Maulkorb …

Heinrich Spoerl macht am Ende seines Romans das Eingeständnis, dass es das von ihm so liebevoll-skurril vorgeführte Gymnasium nie gegeben habe – „oder

höchstens im Verschönerungsspiegel der Erinnerung". Einen solchen Verschönerungsspiegel werdet Ihr ja wohl im Lauf der Jahre zur Hand haben. Schon jetzt erhoffe ich mir aber ebenso von Euch, dass Ihr ein Bewusstsein dafür mitnehmt, wie wichtig es ist, unser Schulsystem konsequent und entschlossen weiter zu entwickeln: wie sensibel aber auch der vielfältige Organismus Schule gegenüber allzu vorschnellen Reformeingriffen reagiert. In dieser Hinsicht sollte Euch die Erinnerung an Eure Schulzeit nicht nur Nostalgie sein.

Ansprache zur Abiturientenentlassung des Christianeums 2004

Harriet Fuhrhop und Philipp Sommer

Schauen Sie sich einmal um.

Was sehen Sie? Klar, die Aula. Auf den ersten Blick ein ganz gewöhnlicher, großer Raum mit vier Wänden, einer Bühne und 470 Stühlen. Ganz im architektonischen Stil Arne Jacobsens gehalten, ist diese Aula repräsentativ für die generell nüchterne und schlichte Atmosphäre unseres Schulgebäudes, das ja bekanntermaßen ein Schiff darstellen soll. Dieses Sinnbild – die Schule als Schiff – begleitet uns nun schon seit der 5. Klasse und soll auch heute Abend in unserer Rede dazu dienen, die Schule und das Schulleben zu verbildlichen.

Was sehen Sie auf den zweiten Blick? Was für Geschichten birgt dieser Raum in sich und was ist es, das diesen Raum für uns so bedeutsam macht?

Vor 9 Jahren saßen die meisten von uns Abiturienten hier in dieser Aula des Christianeums, um eingeschult zu werden, und mit dem Ziele, 9 Jahre später das sogenannte Reifezeugnis entgegen zu nehmen. Damals hörten und sahen wir voller Aufregung auf die uns bevorstehende Schulzeit das Singspiel „Kalif Storch". Was haben wir alles in der Zwischenzeit gelernt! Die Vorstellung, die Sie heute Abend sehen werden, haben wir szenisch mitgestaltet.

Doch stellt diese Aula in unserem großen Schiff nicht nur Anfangs- und Endstation, oder besser gesagt -hafen, um weiter in maritimen Metaphern zu sprechen, dar, sondern war über die Zeit hinweg auch immer wieder Anlaufpunkt auf unserer langen Reise bis zum heutigen Abend.

Aber was genau besagt dieses „Reifezeugnis"? Was zeichnet es aus, und vor allem: Sind wir reif?

Liebe Mitabiturienten, liebe Eltern, Verwandte und Freunde, sehr geehrter Herr Andersen, sehr geehrtes Kollegium,

wir möchten in dieser Rede nicht versuchen, in klischeehafter Art und Weise die Frage zu klären, wie Reife definiert ist, sondern möchten vielmehr auf die Faktoren hinweisen, die unseren Reifeprozess ausmachten.

Als wir über die Reifebedeutung nachdachten, fiel uns eine sprachliche Ähnlichkeit des Wortes Reife mit dem Wort Reise auf.

Ist das ein Zufall? Oder besteht zwischen diesen beiden Wörtern eine tiefere etymologische Verwandtschaft?

Wir möchten zunächst auf die Bedeutung der Reise eingehen, wobei wir Reise als einen sehr weitgefassten Begriff sehen.

Reisen bedeutet für uns nicht nur im wörtlichen Sinne das Bewegen von Punkt A nach Punkt B, quasi einen Landgang, sondern meint auch eine soziale, intellektuelle und geistige Entdeckungstour.

Am Christianeum ist Reisen geradezu ein Muss: Da sind erst einmal die Landgänge, bei denen wir unser Schiff verlassen haben: Um einmal Zahlen zu nennen hat jeder Christianeer im Schnitt 40 Tage auf regulären Klassen- und Projektreisen verbracht. Hinzu kommen ca. 10 Wandertage und Exkursionen sowie 3 Tage LK- und Tut-Reisen. Zusätzlich – allerdings auf freiwilliger Basis – lebten Sänger und Instrumentalisten 60 Tage auf Chor/Brass-Band- und Orchesterreisen. Ferner waren die meisten von uns bis zu einem Jahr im Ausland oder haben am Chicago- oder Sankt-Petersburg-Austausch teilgenommen.

Kurz: Ein engagierter Schüler dieser Schule kann in seiner Schulzeit durch Reisen und Ausflüge bis zu 130 schulentschuldigte Fehltage zuzüglich Auslandsaufenthalt vorweisen. Nicht zu vergessen das oberstufenspezifische Phänomen selbst entschuldigter Fehlstunden aufgrund unerwartet auftretender Krankheitssymptome, schubweise akut werdender Anfälle latenter Motivationsschwächen oder des chronischen Verlangens, seine Zeit doch sinnvoller zu nutzen als im Unterricht. Doch dies nur am Rande.

Zurück zu den Reisen.

Von ebenfalls großer Relevanz für uns waren die sozialen, geistigen und intellektuellen Herausforderungen, die uns jeden Tag aufs Neue gestellt wurden, also immer wieder MiniReisen bedeuteten und mit denen wir ebenfalls Neuland betreten haben.

Unvergessliche Aktivitäten wie Chor, DSP, Orchester und BrassBand sowie Projekte wie das Jahrbuch, SV, LitcafAbende und das PolitCaf, von denen viele eben hier in dieser Aula stattgefunden haben, haben uns gezeigt, was Teamarbeit, Kreativität, Organisation und Eigenständigkeit bedeutet.

Von all diesen Reisen haben wir viel gelernt, die oft zitierten „sozialen Kompetenzen", die so genannten Schlüsselqualifikationen (und soft skills), sowie selbstverständlich Bildung und Wissen erworben. Reisen bildet.

Um auf unsere Ausgangsfrage zurückzukommen: Es gibt also für uns zwischen Reifen und Reisen nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine inhaltliche Beziehung.

Einen Großteil unserer bis jetzt erlangten Reife ziehen wir aus diesen Erlebnissen. Durch sie wurden wir geprägt, gestärkt, gebildet, kurz: reifer.

Klingt doch super! Die gebildeten, weitgereisten, sozialen und weltoffenen Christianeer. Das Christianeum: Ein Luxusliner, der die ihm von den um das Wohl ihrer Sprösslinge besorgten Eltern anvertrauten Passagiere sicher und auf Erfolgskurs durch die stürmischen Gewässer des Hamburger Westens befördert. Mit Sicherheit ein überaus positives Image, das unsere Schule nach außen hin zu wahren bedacht ist und sich auf die Segel geschrieben hat. Doch was leicht übersehen wird, sind die gesellschaftlichen Zwänge und Ansprüche, denen wir Schüler gerecht werden müssen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der von uns erwartet wird mitzureisen, ist enorm stark ausgeprägt. An dieser Stelle tritt ein nicht unbedeutender Kostenfaktor zu Tage, eben der Fahrpreis, den man zahlen muss, um mitzureisen. Neben den materiellen Kosten war auch der schulinterne Druck, an traditionellen Schulritualen teilzuhaben, um dadurch ein gleichwertiges Crew-Mitglied zu sein, hoch.

Das Prinzip Reisen = Reifen beschränkte sich jedoch nicht nur auf das Schulgelände, sondern weitete sich auch auf unsere Freizeit aus. Je mehr Zeit wir in den Klassenkajüten miteinander verbrachten, desto mehr teilten wir auch unsere Freizeit. Wir sind zusammen abends weggegangen, hatten gemeinsame Hobbies, haben Sport zusammen getrieben, auf unseren Abiparties gefeiert und sind zusammen in Ski- und Sommerferien gefahren: Sprich alles, was Freunde so miteinander unternehmen.

Nun mag man einwerfen, dies sei eine ganz normale Sache. Schließlich sind Schulfreundschaften kein christianeumsspezifisches Merkmal. Doch ist der Gemeinschaftssinn und das Zusammengehörigkeitsgefühl bei uns extrem stark ausgeprägt. Das Gefühl, in eine Stufe und auf eine Schule zu gehen, hat hier etwas sehr Verbindendes, und das ist ein deutlich positiver Aspekt unserer Schule. Bei aller Abneigung, die den Christianeern zuweilen von Schülern anderer Schulen entgegenschlägt, ist man doch irgendwie stolz auf seine Schule. Man identifiziert sich mit ihr. Diese Identifikation führte zu einer überwiegend guten Stimmung an Bord.

Dem gegenüber steht allerdings der immense Gruppenzwang, bei all den oben genannten und zum Teil teuren Aktivitäten mithalten zu können

„Alle sitzen in einem Boot." Dieses Sprichwort erfährt hier leicht eine Abwandlung zu: „Alle müssen in unserem Boot sitzen." Dies bedeutete oft, dass einige wenige das Ruder in die Hand nahmen, den Kurs bestimmten und sagten, wo es lang ging.

Dieser Gruppenzwang konnte manchen – gerade in den unteren und mittleren Jahrgängen – das Schulleben schwer machen.

„Also heute nach der Schule gehe ich erst shoppen, dann hab ich Hockeytraining und danach bin ich auf 'ner coolen Party eingeladen." „Wo fährst du in den Skiferien hin? Ach, du fährst gar nicht weg?"

Wer so etwas nicht sagen konnte, hatte es schwerer, sich in der Klassengemeinschaft zu behaupten und galt tendenziell als uninteressant. Dem bereits erwähnten – und im Prinzip durchaus positiven – Gemeinschaftsgefühl entsprang eine Neigung zu einer Homogenität, die sich zum einen im Äußeren der Schüler widerspiegelte. Charakteristisch dafür ist zum Beispiel die inoffizielle Schuluniform (das Tragen ganz bestimmter Markensymbole auf der Kleidung), die wohl eine Zugehörigkeit zu den Anderen symbolisieren soll.

Daneben formte diese Homogenität natürlich auch die Persönlichkeit und schränkte sie ein. Man passte sich an. Unbewusst fügte man sich dem Habitus der Mehrheit und nahm dafür in Kauf, seine persönliche Meinung und Weltanschauung für sich zu behalten.

Wer sich dieser Homogenität nicht beugen wollte oder konnte, aufgrund eines nicht so starken finanziellen und bildungsbürgerlichen Backgrounds, dem fiel es schwerer, ein anerkannter Teil der Gemeinschaft zu sein.

Auch unser Schiff Christianeum befindet sich in einem stetigen Reife- und Reiseprozess. Ihm steht die Möglichkeit offen, seinen Kurs jederzeit zu ändern. Wir sollten darauf bedacht sein, jedem Passagier die gleichen Chancen zu gewährleisten, gerade weil die Chancengleichheit in erheblichem Maße von Herkunft und Elternhaus beeinflusst wird.

PISA, LAU etc. haben gezeigt, dass es eine direkte Entsprechung zwischen der Anzahl der Bücher im elterlichen Regal und den Bildungschancen der Kinder gibt. Schüler, die sich teure Nachhilfe und Instrumentalunterricht leisten konnten, hatten bessere Möglichkeiten, ihre Noten zu verbessern und Schwächen auszubügeln. Die mangelnde Chancengleichheit ist natürlich ein gesamtgesellschaftliches Problem, das nicht nur unsere Schule betrifft.

Aber: An dieser Schule wird Geld oft für repräsentative Dinge, wie z.B. die Bronzetafeln im Eingangsbereich, ausgegeben. Vielleicht sollte man die finanziellen Ressourcen lieber verstärkt in Schulbücher und Lernmittel investieren. Von letzteren gab es oft zu wenig oder sie waren in veraltetem bzw. demoliertem Zustand. So kam es, dass man in vielen Kursen gleichsam selbstverständlich Bücher für den Unterricht kaufen musste. Auch eine „Eliteschule" wie das Christianeum kann auf lange Sicht nur von der Investition in Lerninhalte und Substanz leben.

Zurück nun zum Schiffsbild und zum Anlaufhafen Aula. Was hatte das alles mit der Aula zu tun? Wir Abiturienten verlassen diese Schule – bei aller Homogenität – mit individuell ganz unterschiedlichen Eindrücken und Erinnerungen, die wir aufgrund von unterschiedlichen Fächer- und Aktivitätenkombinationen erfahren haben. Gerade auch, weil uns durch diese verschiedenen Kombinationen verschiedene Lehrer geprägt haben.

Machen wir uns nichts vor: In unserer Abi-Euphorie übersehen wir oft, wie viel Einfluss die Lehrer auf uns gehabt haben. Einige sicherlich auch eher negativ, viele vor allem aber überaus positiv. Der „Luxusliner" Christianeum ist nicht zuletzt auch das Zusammenspiel von engagierten Lehrern, die sich sowohl im Unterricht als auch bei außerunterrichtlichen Aktivitäten engagieren, einem immer freundlichen und stets hilfsbereiten „außerpädagogischen Personal" und den oben bereits erwähnten bildungsbürgerlichen Elternhäusern.

Doch gibt es zwei Bilder, die uns allen gemein sind: Die Einschulung und die Entlassung.

Die Aula ist also im Gegensatz zu den individuellen Reiseerlebnissen ein allen gemeinsamer Anfangs- und Endpunkt unserer Reise mit dem Schulschiff.

Wenn wir uns jetzt noch einmal umschauen und uns kritisch selbst betrachten, stellt sich folgende Frage: Sind wir Abiturienten wirklich so reif, wie wir sein sollten? Dies ist sicherlich schwer zu beantworten und wir wollen uns nicht anmaßen, eine Antwort darauf zu geben, sicher aber ist: Wohl die meisten von uns sind bisher auf abgesteckten und gesicherten Wegen gereist. Für die Wege, die viele von uns erwarten werden, sind wir gut präpariert.

Wir sollten aber nicht vergessen, gewappnet zu sein, dass uns die Reise auf einen Weg verschlagen kann, der nicht so bequem und sicher ist, sondern steil, gefährlich und mühsam.

Wir hoffen, dass uns die Schule genügend gestärkt hat, so dass wir uns im Notfall jederzeit wieder aus eigener Kraft auf den für uns richtigen Weg bringen können. Diese Erziehung zu Eigenständigkeit und Verantwortung sollte erklärtes Ziel von Schule sein.

Dennoch sind wir, und wir glauben da im Namen der gesamten Stufe sprechen zu können, deren Zusammengehörigkeitsgefühl sich wieder einmal auf unserer letzten großen gemeinsamen Reise, unserer unvergesslichen Abireise bewiesen hat, sehr dankbar für die so schöne Reise bis zum heutigen Abend.

Trotz aller Kritik würden wir uns jederzeit wieder für diese Reise entscheiden und wir sind froh, dass wir sie machen durften.

Wir danken Ihnen für Ihr Zuhören und wünschen uns Abiturienten eine gute Weiterreise.

Das Otto-Ernst-Zimmer im Christianeum

Es muss schon 100 Jahre her sein, da schrieb der Mann, dessen Namen unsere Straße trägt, über sein Töchterchen ein ganzes Buch, das seither Geschichte gemacht hat. Es heißt darin:

„Da nun Roswitha nicht nur zwei rote Wangen hat, sondern alles in allem genommen ausschaut wie ein rundes, blondes, rot und goldenes, mit wahrer Tollkühnheit zum Einbeißen herausforderndes Früchtlein, das soeben vom Baum des Lebens gepurzelt ist, so hab' ich in einer begnadeten Stunde für das ganze Stück Sein und seine Erscheinungsform den Namen ‚Appelschnut' gefunden."

Diese „begnadete Stunde" schlug an einem kühlen Maimorgen dem Hausherrn, der gerade am Schreibtisch seines neuen Arbeitszimmers brütete, als von außen sein jüngstes Töchterchen (in Realität mit Namen Senta-Regina) an das Fenster hüpfte und mit dem fröhlich-kindlichen Ruf „Hier ist ein Tüßchen für dich!" den flüchtigen Abdruck ihrer kleinen Lippen auf der beschlagenen Scheibe hinterließ.

Der vormalige Volksschullehrer Otto-Ernst Schmidt hatte das romantische, turmbewehrte Backsteingebäude mit der Hausnummer 17 im Jahre 1903 gekauft. Die reich fließenden Tantiemen aus seinen Bühnenerfolgen „Jugend von heute" und „Flachsmann als Erzieher" hatten ihn die Verwirklichung dieses Traums ermöglicht.

Ein Jahr später bereits ließ er sich an der linken Seite des 1888 errichteten Gebäudes ein eigenes Arbeitszimmer anbauen. Gemeinsam mit einem bekannten Innenarchitekten entwarf er selber die Ausstattung und insbesondere die Möbel für diesen Raum, die nach dieser Vorlage von einer Kunsttischlerei angefertigt wurden. So entstand ein einzigartiges Jugendstilensemble von handwerklicher Erlesenheit und anheimelnder Raumwirkung.

Hier hatte Otto Ernst sich seinen „Rennstall" geschaffen, in dem er, um Inspiration ringend, mit hinter dem Rücken verknoteten Fingern, in gewaltige Zigarrenwolken gehüllt, auf und ab lief. Seine Tochter wurde nicht müde, diese Gewohnheit ihres Vaters dem späteren Besucher plastisch vor Augen zu führen. So sind hier alle weiteren Werke des zunächst zu großem Ruhm gelangten Schriftstellers entstanden: seine „Asmus Semper"-Trilogie etwa, daneben Bühnenwerke, Erzählungen, Balladen, launige Plaudereien; nach dem 1. Weltkrieg aber auch zunehmend bitter werdende Polemiken.

Die schriftstellernden Kollegen aus dem Hamburger Umfeld gingen hier ein und aus: Detlev von Liliencron, Richard Dehmel, Gustav Falke.

Nach dem Tode Otto Ernsts 1926 war es für die Familie eine Ehrensache, das Zimmer in seiner ursprünglichen Gestalt zu bewahren, auch wenn in späteren Notzeiten die Versuchung nicht gering gewesen sein mag, sich von der einen oder anderen Kostbarkeit zu trennen. So kam es, dass das Otto-Ernst-Zimmer trotz der Kriegsjahre und Nachkriegswirren als eines von zwei Dichterzimmern in Hamburg erhalten bleiben konnte. Das andere ist die von Peter Behrens ebenfalls im Jugendstil gestaltete Arbeitsbibliothek Richard Dehmels in Blankenese.

Nach dem Tode ihrer Schwester hat dann die Jüngste, Senta-Regina Möller-Ernst, diesen Raum, in dem jedes Detail sie an ihren geliebten Vater erinnerte, gehütet und zugleich einer großen Zahl interessierter Gäste geöffnet: eine fröhliche Erinnerungsstätte, von der aus „Appelschnut" in unzähligen Lesungen und Gesprächen das Interesse der Öffentlichkeit an Otto Ernst neu beleben konnte. Unvergesslich waren die adventlichen Leseabende bei Kerzenlicht und jahreszeitlicher Musik, wenn ihre kleine, in ein festliches Abendkleid gehüllte Gestalt in dem breiten Sessel Platz nahm, mit unnachahmlicher Kleinmädchenstimme aus dem populärsten Werk ihres Vaters vortrug und schließlich „Hier ist ein Tüßchen" zwitscherte. Auch Prominente fanden sich wieder ein, die von der temperamentvoll plaudernden alten Dame mit den großen, wachen Augen zu Tee und Gebäck auf die halbrunden Sofas placiert wurden: Hermann Bey etwa oder – zu nächtlicher Stunde – Karel Gott.

Mit zunehmendem Alter beschäftigte Frau Möller-Ernst der Gedanke an die Zukunft des kulturgeschichtlich so bedeutenden Zimmers. Die Freundschaft, die uns seit vielen Jahren verband, und ihre immer häufigeren Besuche im Christianeum wiesen ihr schließlich den Weg: Sie wünschte sich, dass es hier aufgestellt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte. So hatte sie es darum vor genau 20 Jahren testamentarisch verfügt.

Am 30. Oktober 1998 starb „Appelschnut" im Alter von 101 Jahren. Einen Tag danach durfte ich noch einmal Abschied nehmen von ihr – aufgebahrt in dem Zimmer, das ihr zeitlebens soviel bedeutet hat.

Beim Umzug in unser Gebäude ergaben sich dann Probleme, die schwieriger waren, als vorher zu vermuten war: Da auch die Wände, die Fenster und die Decke möglichst originalgetreu erscheinen sollten, kam keiner der vorhandenen Räume in Frage. Die Fensterfronten des Arne-Jacobsen-Gebäudes durften nicht angetastet werden. Auch die Raumhöhe war zu niedrig. Es musste also in

einem Bereich des Hauses kostspielig umgebaut werden. Nach vielen Anläufen und mancher kleinmütig-resignierten Zwischenphase fand sich schließlich in unbenutzten Magazinräumen des früheren Hallenwarts ein idealer Standort, der auch die Zustimmung der Bildungsbehörde fand.

Das Projekt wäre allerdings trotzdem wohl eher ein schöner Traum geblieben, wenn es nicht sachverständiges, tatkräftiges und selbstloses Engagement

von Vätern unserer Schule gegeben hätte: von Herrn Dr. Erich Overbeck, der mit seinem „Bauinstitut Hamburg-Harburg" immer wieder neue Planungen unterbreitete, bis endlich die ideale Lösung gefunden war. Von Herrn Dipl.-Arch. Ernst-August Schrader, der seine unvergleichlichen Erfahrungen im Umsetzen historischer Räume in den Dienst der Schule seiner Söhne stellte. Unverzichtbar waren die erfolgreichen Bemühungen von Herrn Prof. Hans-Jürgen Lwowski um Sponsorenunterstützung. Aber keiner wird in seinen Verdiensten geschmälert, wenn einer ganz besonders herausgestellt werden muss: Carl-Jochen Vielhaben, der Vorsitzende unseres Vereins der Freunde des Christianeums. Herr Vielhaben hatte schon früh die rechtlichen und technischen Umstände des Umzuges betreut. Dann aber wuchs er immer auch in die Rolle des kalkulierenden und geschäftsführenden Unternehmers hinein, aber auch

Linke Seite (v.l.): das Hausmeisterpaar Anja und Andreas Bock, der Restaurator Hans Martin Burchard, Direktor Ulf Andersen, Kultursenatorin Dr. Karin von Welck
Oben (v.l.): der ehemalige Stellvertretende Direktor des Christianeums Klaus Grundt, der Vorsitzende des Vereins der Freunde des Christianeums Carl-Jochen Vielhaben, der Bezirksamtsleiter des Bezirks Altona Hinnerk Fock, Direktor Ulf Andersen, Oberschulrat Wolfgang-Joachim Trauernicht

des stets präsenten Baustellenleiters, der den Rohbau und danach den Einbau mit kritischem Blick überwachte, Geräte herbeischaffte, den Materialfluss in Gang hielt. Es ist nicht zu ermessen, wie viel private und beruflich wichtige Zeit er für dieses Projekt, das ihm sichtlich ans Herz gewachsen war, geopfert hat. Das Christianeum ist ihm dafür ganz besonders verbunden.

Großer Dank gebührt schließlich auch dem einfühlsamen Restaurator, Herrn Hans-Martin Burchard, und unserem Hausmeisterpaar Anja und Andreas Bock, die die Präsentation der Erinnerungsstücke im Vorraum und in dem Zimmer selbst zu ihrer ganz persönlichen Sache gemacht haben.

Und so konnte am Nachmittag des 27. August das neu erstandene Otto-Ernst-Zimmer mit seiner ursprünglichen Farbtönung, meisterlich aufgearbeiteten Möbeln und Fenstern und vielen kleinen Erinnerungsstücken an den einstmaligen Dichter eröffnet werden. An der Spitze der kleinen Festgesellschaft waren die Kultursenatorin, Frau Dr. Karin von Welck, und Bezirksamtsleiter Hinnerk Fock erschienen. Beide betonten die Bedeutung dieses Kleinods auch für die Stadtteilkulturarbeit im Bezirk Altona. Das Christianeum nimmt diese Herausforderung gern an.

Ulf Andersen

(v.l.) Prof. Dr. Hans-Jürgen Lwowski im Gespräch mit der Kultursenatorin Dr. Karin von Welck und Direktor Ulf Andersen; im Hintergrund Jürgen Timm (stellvertretender Vorsitzender des Bürgervereins Flottbek-Othmarschen), Oberschulrat Wolfgang-Joachim Trauernicht; Werner Achs

Einbau und Konservierung des Otto-Ernst-Zimmers

Im Jahre 1903 ließ der Schriftsteller und Dramatiker Otto Ernst einen Anbau an seiner kürzlich erworbenen Villa errichten. Dieser Anbau wurde mit einer Eichenbibliothek im damals modernen Jugendstil ausgestattet.

Im Jahre 2000 erhielt ich vom Verein der Freunde des Christianeums den Auftrag, diese Bibliothek auszubauen. Zunächst habe ich die Raumausstattung zeichnerisch und fotografisch dokumentiert, um später den Raum, wie im Vorzustand, wiederaufzubauen. Von den Wänden und Decken entnahm ich Putzproben, um nach Analyse des Farbaufbaues die Farbigkeit des Jugendstiles wieder entstehen zu lassen. Die Deckenornamente wurden demontiert, und auch hier wurde der Farbaufbau untersucht, mit dem Ziel der Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes. Anschließend wurde die Bibliothek im Christianeum eingelagert, da der Platz für den Wiederaufbau noch nicht feststand. Eine langwierige Suche begann, bei der die Bibliothek virtuell mal hierhin, mal dorthin geschoben wurde. Endlich hatte man den Raum entdeckt, bei dessen Umnutzung es am wenigsten Widerstand gab. Leider war genau dort die Bibliothek eingelagert, also mußte alles noch einmal transportiert werden, um mit den Bauarbeiten beginnen zu können.

Hier möchte ich einige Gedanken zur Aufgabenstellung des Restaurators ausführen. Die Berufsbezeichnung bedeutet eigentlich wiederherstellen, also den Neuzustand wieder herbei führen. Diese Arbeit steht bei der Erhaltung, also Konservierung eines historischen Gegenstandes aber nicht im Vordergrund. Also müßte die Berufsbezeichnung dementsprechend Konservator lauten. Diese Bezeichnung meint im deutschsprachigen Bereich aber den Kunsthistoriker am Museum. Da die Berufsbezeichnung irreführend ist, muß der Restaurator sein Arbeitsziel erklären.

Im Vordergrund bei der Bearbeitung eines historischen Objektes steht die Erhaltung, also Konservierung der Substanz. Bei Holzobjekten stehen hier häufig Leimarbeiten im Vordergrund. Manchmal muß von Schädlingen befallenes Holz gefestigt werden. Ebenfalls können Oberflächenbehandlungen gefestigt werden. Es soll also das Vorhandene erhalten bleiben und der unabwendbare Alterungsprozess verlangsamt werden. Klimatisierung, Belichtung, Reinigungsmethoden und Nutzung müssen abgestimmt werden. Erst dann stellt sich die Frage nach eventuellen Restaurierungsmaßnahmen. Die hierbei notwendigen Arbeitsschritte leiten sich aus der Beantwortung verschiedener Maßnahmen ab: – wird das Objekt genutzt? – wie wird es genutzt? – soll ein Alterungsprozess sichtbar bleiben? – sollen Gebrauchsspuren sichtbar bleiben? – sollen Beschädigungen sichtbar bleiben? – sollen fehlende Teile ergänzt werden? – sollen fehlende Teile rekonstruiert werden? – sollen verfälschende Ergänzungen entfernt werden? – sollen laienhafte Reparaturen sichtbar bleiben?

Um mit dem Einbau der Bibliothek beginnen zu können, wurde nach den Raummaßen eine identische Raumhülle in Leichtbauweise gebaut. Die Deckenornamente wurden montiert und die originalen Farbtöne nach Befund

rekonstruiert. Anschließend wurde ein Fischgrätparkett aus Eiche verlegt. Die originalen Fenster konnten aus dem ursprünglichen Haus ausgebaut werden und ebenfalls in den Raum integriert werden. Dem Wiedereinbau der Holzelemente ging eine Reinigung der historischen Oberfläche voraus. Auch gelöste Furniere und offene Leimfugen wurden nun verleimt. Die Holzeinbauten zeigten im Ursprung einen durch Beizen hervorgerufenen rötlichen Farbton. Diese Farbigkeit kann man noch in den vom Licht abgedeckten Bereichen in den Türfälzen sehen. Durch Lichteinwirkung ist dieser rote Farbton verlorengegangen und hat einem schönen gealterten Eichenton Platz gemacht. Dieser harmonisch gealterte Farbton wurde erhalten und nicht der ursprüngliche Farbton rekonstruiert. Auch Gebrauchsspuren wurden erhalten, um deutlich zu machen, daß in diesem Raum fast einhundert Jahre gelebt und gearbeitet wurde. Um die ursprüngliche Wirkung des Raumes bei Tageslicht zeigen zu können, wurden die hinter den Fenstern liegenden Wände angestrahlt.

Hans Martin Burchard, Möbelrestaurator

Das Arbeitszimmer des Schriftstellers Otto Ernst in Hamburg-Othmarschen: eine Raumgestaltung als Gesamtkunstwerk

Als der Schriftsteller Otto Ernst (1862–1926) sein neu erworbenes Wohnhaus im Jahre 1903 erweitern ließ, sollte im Erdgeschoss ein neues, komplett ausgestattetes Arbeitszimmer entstehen. Wie es der Zeitgeist damals vorgab, sollten nicht nur die Bücherwände und einzelne Möbelstücke erworben, sondern der gesamte Raum aus einem Guss gestaltet werden und als Ensemble ein Gesamtkunstwerk bilden.

Wandtäfelungen, Mobiliar, Türen und Fensterrahmen sind alle aus einer Holzart in einer ursprünglich rötlich gebeizten Eiche und tragen sämtlich eine durchgehende gestalterische Handschrift. Die Messing-Beschläge der Vitrinen und Schränke gleichen denen des Schreibtisches. Eine fast klassizistische Ornamentik, kombiniert mit vereinzelten dynamischen Linien des Jugendstils, schmückt sowohl die fest eingebauten Einrichtungselemente als auch die Stühle, Sessel und Tische. Das Schleifen-Motiv des Deckenstucks wiederum findet sich im kleineren Maßstab auf den Holztäfelungen wieder, stellenweise auch im Pochoir-Muster der Stoffbespannung. Die streng geometrisch-klassizistische Linie gibt den Ton an, abgemildert jedoch durch Schleifen-Motive oder Halbkreisformen.

Auch die Farbgestaltung ist für den Raum in seiner Gesamtheit durchdacht. Es dominieren das Rot des Holzes und die damit kontrastierenden verschiedenen Grüntöne: die Stoffbespannungen, die Gläser der Vitrinen und der Tür in Dunkelgrün sowie die Zimmerdecke in hellem Grün. Dieselbe Tonharmonie findet sich synthetisiert in einer Landschaft mit Fachwerkhaus, das Motiv ei-

ner in die Bücherwand integrierten Petit-Point-Stickerei. Dieses Kunstwerk erfüllt einen dekorativen Zweck und symbolisiert gleichzeitig jene Landschaft, auf die der Heimatdichter Ernst seine Augen richtet. Sind es seine Augen, die, diskret in den Rahmen geschnitzt, das Bild anschauen?

Die Art und Weise, wie die Stickerei in die Flächenkunst der Einrichtung eingeglieder wurde, zeugt von jenem damals sehr verbreiteten Wunsch, die Künste zu vereinen und die Rolle der bildenden Künste neu zu definieren. Das gleiche gilt für das Hinterglasbild der Germania, dessen Format der Wandtäfelung angepasst wurde – oder verhält es sich umgekehrt? Farblich harmoniert das Rot des Hinterglasbildes mit der roten Eiche, während das sonst nirgendwo befindliche Gold-Gelb seine Daseinsberechtigung in dem darunter liegenden, komplementären Blau der Kacheln der Heizungsverkleidung findet. Eine Heizungsverkleidung, die im übrigen eher an Kaminmäntel dieser Zeit erinnert (etwa Henry van de Veldes Hallen-Einrichtung für das Haus Koerner sen. in Chemnitz von 1908). Allein von zwei Elementen der Einrichtung sind die ursprünglichen Farben unbekannt, nämlich die der Möbelbezüge und der Vorhänge. Vorstellbar wäre in beiden Fällen entweder ein helles Grün und/oder ein sanftes Gold.

Dass es sich bei den beiden in die Einrichtung integrierten Bildern nicht um Ölbilder handelt, lässt es möglich erscheinen, dass diese vom Raumausstatter selbst und erst im Zusammenhang mit der Einrichtung in Auftrag gegeben wurden. Anders als bei einem Kunstsammler wie Harry Graf Kessler, dessen Bilder berühmter modernen Künstler von dem Architekten van de Velde 1903 in die eigens dafür entworfene Einrichtung seiner Weimarer Wohnung eingebaut wurden. Das Zusammenstellen verschiedener Materialien Holz, Stoff, Glas und Metall als dekoratives Mittel einzusetzen, ist sehr charakteristisch für die Zeit um 1900. Dabei ist jedoch zu vermuten, dass Otto Ernst die heimatverbundene Ikonografie bestimmte. Das Fachwerkhaus mit Reetdach und den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel. Die gleichen schmücken den gegenüberliegenden Türrahmen. Dies ist typisch für Ernsts holsteinische Heimat. In Verbindung mit der Germania, dem Sinnbild des seit 1871 wieder vereinten Deutschen Reichs, kann man vermuten, dass die zwei Feuerhüter, die das Schutzblech der Heizungsverkleidung zieren, eigentlich für den schwarzen (Reichs-) Adler stehen.

Die Herkunft des Zimmers und der genaue Umfang des Auftrages von Otto Ernst sind nach heutigem Forschungsstand unbekannt. Allein die Baugenehmigung für den Anbau von 1903 ist genau datiert. Für ein solches Unterfangen wurde ein Architekt beauftragt, der aber nicht zwingend die Inneneinrichtung entworfen haben muss. Ähnliche Einrichtungen wurden in ganz Deutschland von größeren Ausstattern, wie etwa den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, oder auch von kleinen Tischlereien direkt angeboten. Erstere engagierten führende Künstler als Berater, um Serienmobiliar zu entwerfen, letztere suchten Modelle und Vorbilder in Zeitschriften, Formen- oder Ornamentskatalogen. Welche Werkstatt oder Tischlerei die Einrichtung ausgeführt hat, könnte über den Entwurf des Arbeitszimmers von Otto Ernst etwas

mehr Klarheit schaffen. Wichtig ist dabei zu beachten, dass im Zuge des Anbaus das Speisezimmer ebenfalls neu möbliert wurde. Das daraus stammende Ensemble besteht heute noch aus einer Anrichte, einem Esstisch und Stühlen, welche sämtlich wesentlich stärker ornamentiert sind als die Einrichtung des Arbeitszimmers. Seine Grundform und die Vitrinen sind jedoch identisch mit denen des Arbeitszimmer-Mobiliars. Der große Unterschied besteht darin, dass das Speisezimmer-Mobiliar keine individuelle Gestaltung aufweist und eher aus einer Serienproduktion stammen dürfte.

Trotz der Ungewissheit bezüglich der Herkunft der Arbeitszimmer-Einrichtung kann diese als eine typische Raumgestaltung des Jugendstils beschrieben werden. Die einfache Holzart und der einfache Stoff der Wandbespannung, die Gläser und die seriengefertigten Messingbeschläge sprechen nicht für eine sehr aufwändige Gestaltung. Dennoch bleibt das Ensemble als solches von hoher Qualität und in sich so stimmig, dass man von einem Gesamtkunstwerk sprechen darf. Als das Zimmer 1904 frisch eingerichtet war, galt es im Umfeld von Ernst als sehr modern und ungewöhnlich, besonders wegen der kräftigen Farben. Der Jugendstil hatte zwar schon vor fast zehn Jahren begonnen, war aber noch nicht selbstverständlich. Erst nach 1906 erreichte er breitere Kreise, über die künstlerische oder bürgerliche Elite hinaus.

Priska Schmückle von Minckwitz

Bibliographische Hinweise
Ahlers-Hestermann, Friedrich, Stilwende, Aufbruch der Jugend um 1900, Berlin, 1956. Ebert-Schifferer, Sybille, Hrsg., Jugendstil in Dresden, Aufbruch in die Moderne, Dresden 1999.
Fahr-Becker, Gabriele, Jugendstil, Köln, 1996.
Metz, Katarina, Richter, Tilo u. Schmückle von Minckwitz, Priska, Henry van de Veldes Villa Esche in Chemnitz, Basel 2002.
Muthesius, Hermann, Stilarchitektur und Baukunst. Wandlungen der Architektur im XIX. Jahrhundert und ihr heutiger Standpunkt, Mühlheim/Ruhr, 1902.
Schmutzler, Robert, Art Nouveau und Jugendstil, Stuttgart 1962.
Sembach, Klaus-Jürgen, Jugendstil, Köln 1990.
Ploegaerts, Leon u. Puttemans, Pierre, Livre architecturale de Henry van de Velde, Brüssel, Paris, Quebec, 1987.

Der große kniende Torso

Barbara Haeger, 1919-2004

Die Skulptur stellt eine kniende Frau dar. Das linke Bein ist aufgestellt, der leicht gebeugte Oberkörper etwas zur rechten Seite gedreht. Der Kopf hat eine fast eckige Form, ihr Blick ist nach unten gerichtet, die Arme sehen wie abgebrochen aus. Durch den massigen Körperbau und die unverhältnismäßig kleinen spitzen Brüste sieht die Figur fast männlich aus: breite Schultern, kräftig ausgeprägter Nacken, starker Rücken, V-förmiger Oberkörper, fleischige, wulstige Oberschenkel. Es scheint, als würde eine schwere Last auf den Schultern der Frau liegen. Sie wirkt schwerfällig und zugleich nachdenklich und traurig.

Die Figur scheint in dieser Position verharren zu wollen (man kann keine Anspannung von Muskeln entdecken) und ihrem Schicksal ergeben zu sein. Dadurch strahlt sie eine tiefe Ruhe aus.

Auffallend ist das zarte Gesicht, das in starkem Kontrast zu dem sonst so kräftigen Körper steht. Es ist eingerahmt von einer eckigen Frisur, die auch einen Helm darstellen könnte. Insofern könnte die Körperhaltung der Frau auch als schützend gedeutet werden. Ihr gebeugter Oberkörper könnte auch eine Abwehrhaltung sein. Sie versucht vielleicht, ihren eigenen Körper zu schützen.

Lena Donat

Barbara Haegers 1957 vollendete Großplastik „Die kniende Frau" befindet sich, durch einen Betonsockel erhöht, im Innenhof des Schulgebäudes. Die Figur ist etwa 1,5 m hoch und fast 1 m breit. Das rechte Knie ruht auf dem Boden, während das linke in halber Höhe gehalten wird. Beide Arme sind bereits am Ansatz abgetrennt; der Kopf, auf dem die Haare in einem Zopf zusammengehalten werden, ist leicht nach vorne geneigt. Die Großplastik besteht aus Bronze, deren graugrün-silbern schimmernden Nuancen die Oberfläche stark beleben. Die Statue ist zusätzlich von Pflanzen umgeben, die für eine sehr harmonische Atmosphäre sorgen.

Die scheinbar gewaltige und auf den ersten Blick auch maskuline Frau ruft in mir bei weiterer Betrachtung ganz neue und gegensätzliche Empfindungen hervor. Aus dem Torso wird ein fast tragisches Geschöpf; die Beinstellung und die halbmondförmige Haltung des Körpers sind so harmonisch ausgewogen, dass die Frau trotz ihrer massigen Gestalt sehr zerbrechlich wirkt. Der stierähnliche Nacken, der in eine fast kantige Kopfform übergeht, symbolisiert meiner Meinung nach die Lasten, die „die kniende Frau" auf ihren Schultern trägt.

Auch der Gesichtsausdruck bestätigt meine bisherigen Eindrücke. Die Augen wirken sehr nachdenklich und drücken beinahe Trauer aus. Der Blick ist leicht nach unten gerichtet. Ich könnte ihn auch mit *Demut* deuten.

Abschließend möchte ich noch zum Ausdruck bringen, wie sehr ich die Kunstfertigkeit der Bildhauerin bewundere, den Kontrast von Kraft und Fragilität miteinander in Einklang zu bringen.

Louisa von le Fort

Zur Enthüllung des Torsos der großen knienden Figur von Barbara Haeger

Sehr geehrter Herr Direktor Andersen,
liebe Schülerinnen und Schüler, meine Damen und Herren!

Drei Gründe rechtfertigen es – wie ich glaube –, dass ich hier, an diesem frühen Nachmittag, ein paar Sätze sagen kann.

Es sind ein allgemeiner und zwei besondere Gründe:

- Der allgemeine Grund ist schnell erklärt, und ich will ihn auch gleich benennen: zwei unserer Kinder haben hier ihr Abitur gemacht und sind, wenn ich Herrn Petrlik glauben darf, bei ihren Lehrern auch noch in annehmbarer Erinnerung.
- Der zweite Grund beruht auf der Verehrung, die meine Frau und ich – und, um auch das zu sagen, viele Architektenkollegen unserer Jahrgänge – gegenüber dem Meister Arne Jacobsen, dem Architekten dieser Schule, empfinden, den persönlich erlebt zu haben uns eine bleibende Erinnerung ist.
- Der dritte Grund ist unsere Freundschaft mit der Bildhauerin Barbara Haeger, der wir vor exakt 50 Jahren drüben auf der anderen Seite der Bahn im Zusammenhang mit der kleinen Siedlung Hölderlinstraße ein Reihenhaus und, Wand an Wand damit, ein Atelier bauen konnten. Bei manchen unserer Bauaufgaben konnten wir zudem Barbara Haeger für die „Kunst am Bau" – so heißt das im Behördendeutsch – heranziehen.

Nun, der zweite Grund:

Dänemark feierte im vorvergangenen Jahr den 100. Geburtstag des großen Architekten und Designers Arne Jacobsen.

Jacobsen, dessen Bedeutung in Hamburg bereits zeitig erkannt wurde, war seit den frühen 1960er Jahren Mitglied der Freien Akademie und erhielt 1969 mit der Plakette die höchste Auszeichnung, die die Akademie zu vergeben hat. Die große Ausstellung „Absolut modern", die im berühmten Louisiana bei Kopenhagen erarbeitet wurde und 2003 hier in Hamburg in den Deichtorhallen zu sehen war, zeigte nicht nur sein Lebenswerk, sondern auch seinen vorbildhaften Einfluss auf die Entwicklung von Architektur und Design im internationalen Rahmen. Die Akademie feierte in diesem Zusammenhang ihr Ehrenmitglied mit einem großen Symposium unter der Überschrift: Architekt, Designer, Mythos.

Da waren zwei ganz nüchterne Begriffe, die Berufsausbildung und -tätigkeit bezeichnen, mit einem dritten kombiniert, der ins Metaphysische reicht: Mythos. In der Tat verbindet sich mit dem Namen Jacobsen heute (und zwar konkret bezogen auf seine Werke und Ideen) durchaus etwas nicht genau Fassbares. Seine Bauten, Objekte und sein Verständnis von Gestaltung sind gleichwohl populär wie nie zuvor. Gerade die Generation der heute unter 40jährigen verehrt das Œuvre des Dänen hingebungsvoll. Es ist heute Teil einer Popkultur derer, die großenteils erst nach Jacobsens Tod geboren wurden.

Arne Jacobsen stammt aus Kopenhagen und wurde, nach Maurerlehre und Fachschule, 1922 in die Kunstakademie aufgenommen.

„Als junger begeisterter Architekturstudent reiste ich bei jeder Gelegenheit, so oft es mein schmaler Geldbeutel zuließ, nach Deutschland, begeistert über die deutsche Kultur und in tiefer Bewunderung für die Bauhausbewegung in Dessau" hat er einmal geschrieben. Und auch: „Die Bauhausgedanken, das Verhältnis zwischen Funktion, Technik und Ästhetik sind so mit unserem Denken, unserer Arbeit und unserer inneren Stellungnahme verwachsen, daß sie heute selbstverständliche Grundlage eines jeden ehrlich arbeitenden Architekten sind."

Als ich mein Diplom machte, 1948, hatte Arne Jacobsen nicht nur bereits (im Jahr 1934) die schon seinerzeit berühmte Wohnanlage „Bella vista" in Klampenborg gebaut, die dem „Bauhaus" und seiner Aura stark verbunden ist, sondern auch die Rathäuser in Aarhus und Sölleröd 1942.

Als die deutsche Wehrmacht Dänemark besetzt hatte, musste er, um sein Leben zu retten, mit seiner Frau bei Nacht im Ruderboot über den Sund nach Schweden fliehen.

Trotz dieses radikalen Eingriffes in seine Lebensumstände – und das zeigt seine menschliche Größe – hat er den Versuchen der deutschen Architekten (zumal der Hamburger), nach dem Krieg Anschluss an die inzwischen außerhalb unserer Grenzen erfolgte internationale Entwicklung zu finden (die das hier verfemte Bauhaus in Ehren hielt), immer seine Hand gereicht.

Um an diese Zeit zu erinnern, muss ich als Zeitdokument Werner Kallmorgen zitieren (der gleiche Jahrgang – 1902 – wie Arne Jacobsen), der in seiner Laudatio bei der Überreichung der Plakette unserer Freien Akademie im Jahr 1969 sagte:

„Jetzt will ich noch etwas über die Begeisterung erzählen, die die Hamburger Architekten nach dem Krieg zu Skandinavien und seinem alten Heros Asplund und vor allem nach Dänemark und seinem neuen Heros Jacobsen hinzog:

Wir brauchen ja auch heute noch, wo wir viel aufzuholen versucht haben, nur über die Grenzen zu fahren, und wir weinen still vor uns hin über dies Qualitätsgefälle, das sich in allen, auch in den kleinsten Dingen zeigt.

Aber die Schuld steckt, vor allem, in der bei uns nicht vorhandenen Jahrzehnte alten dänischen Wohnkultur, die sich das ihr gemäße Handwerk geschaffen und erhalten hatte."

Wir kamen immer erfrischt von unseren Reisen zurück, unsere Photos waren nicht nur Erinnerungen, sondern auch Argumentationshilfen im Gespräch mit hiesigen Bauherren und Behörden beim Versuch, die allzu starren Rahmenbedingungen bei unserem sozialen Wohnungsbau aufzulockern.

Schon im Jahr 1963 konnten wir an unserer Hochschule in Hannover Arne Jacobsen den Fritz-Schumacher-Preis, der an den großen, 1933 entlassenen Hamburger Oberbaudirektor erinnert, übergeben.

In der Urkunde stand:

„Die Ehrung gilt dem Architekten und akademischen Lehrer, der in seinen Bauten die Architektur der Gegenwart in schöner Schlichtheit der Form und höchster Sorgfalt des Details zu vollendeter Gestaltung gebracht hat und durch Leben und Werk der jungen Architektengeneration ein Vorbild geworden ist."

Alle Zuhörer waren sehr angerührt, als wir den so Geehrten in seiner Rede sagen hörten:

„Die vor 35 Jahren geprägten Bauhausgedanken haben heute noch Gültigkeit. Der Funktionalismus besteht glücklicherweise noch, und wenn wir ihn verlassen, geraten wir leicht auf die gefahrvollen Wege, die zur zwecklosen Architektur führen können. Gefährlich deshalb, weil die Architektur eine gebundene Kunstart ist und bleiben muß."

und – an anderer Stelle –:

„Die Ästhetik, die für uns Architekten primär ist und bleiben muß, kann bei der Stadt- und Landschaftsplanung nicht entbehrt werden. Das Empfinden für ein Milieu ist von entscheidender Bedeutung."

In solchem Sinne hat auch Alfred Roth, Professor der ETH in Zürich, 1962 im Vorwort zum Katalog einer kleinen Jacobsen-Ausstellung geschrieben:

„Was uns an der modernen dänischen Architektur stets beeindruckt, sind hohe Qualität und konzeptive Lebendigkeit, selbstverständlich anmutende Einfachheit und formale Disziplin, sorgfältige technische Ausführung und gut überlegte landschaftliche und städtebauliche Einordnung. Und was uns ganz besonders fesselt, das ist die von persönlichen Extravaganzen freie wohltuende Einheit des gesamthaft betrachteten Formschaffens."

Arne Jacobsen hat sich auf allen Ebenen der Kunst mit dem Architektenmetier beschäftigt, er hat auf seinen Reisen viel gezeichnet und aquarelliert, nicht zuletzt in südlichen Gefilden – und er liebte und beobachtete das Aufwachsen der Vegetation und hat am liebsten seine Gärten selbst entworfen, um einen innigen Dialog von gebauten und gewachsenen Raumgebilden zu erreichen.

Er liebte keine großen Worte.

Als die Freie Akademie ihm ihre Plakette überreichte, sagte er in seinen Dankesworten:

„Es ist ja schwierig genug, vor einer so erhabenen Gesellschaft etwa zu Problemen unseres Standes Stellung zu nehmen. Zu vieles ist darüber schon gesagt worden, und ich bin absolut kein kompetenter, wissenschaftlich befähigter Interpret. Im Gegenteil. Wenn ich die großen Stapel wissenschaftlicher Literatur sehe, bekomme ich einen leichten Schreck und fühle mich recht dumm.

Um mich von solchem Schreck zu erholen, entwerfe ich lieber einen neuen Stuhl, auf dem dann klügere Leute bequem genug sitzen können, um wissenschaftliche Abhandlungen zu schreiben. Vielleicht freuen sich sogar einige dieser Leute über dessen Form. So trage ich hoffentlich auch ein wenig zur geistigen Entwicklung unseres Standes bei."

Jacobsens Stühle, weltweit verbreitet, sind aus dem gleichen Formwillen entworfen wie seine teils sehr bescheidenen Wohnhäuser oder seine wertvoll gestalteten Großbauten, etwa St. Catherine's College in Oxford, die Nationalbank in Kopenhagen, die Dänische Botschaft in London, die Rathäuser in Dänemark und Schweden oder auch z.B. in Castrop-Rauxel und Mainz in Deutschland. Aber die Skala seines Interesses und seiner Bemühungen geht noch weiter: Beim SAS-Hotel in Kopenhagen entwarf er auch die Salzstreuer, die Messer und Gabeln, die Vorhänge und natürlich die ganze Einrichtung der Zimmer; alles einem durchgehenden ästhetischen Kanon unterstellt.

Was Wunder, dass er da bei seinen Studenten – aber auch bei der Beurteilung der Werke seiner Kollegen – einen strengen Maßstab anlegte – wie er für ihn selber galt –, der keinen Pfusch, keine Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit dem architektonischen Detail gegenüber akzeptierte. Dabei war für ihn das Detail – immer wieder verblüffend einfach und komplex zugleich – in seinen reichen Variationen eine ihm eigene Ausdrucksform, die dänische Handwerkstradition und internationale technische Formelemente harmonisch vereinigte.

Wie sehr er aber auch bereit war, große – allerdings wirklich nur große – Werke, die aus anderem Geist entstanden waren, zu würdigen, das mag eine kleine Geschichte bezeugen: Es war ein Preisgericht für den großen Baukomplex eines Fachbereichs der Freien Universität in Berlin. Wir diskutierten einige Tage in einem noch unfertigen Gebäude hinter der Gedächtniskirche, wo die Pläne aufgehängt waren. Jeden Abend nach Schluss der Sitzung gingen Jacobsen und ich an der Kirche vorbei in das Hotel Zoo am Kurfürstendamm. Jacobsen rühmte Eiermanns Kirche, deren klare Struktur seinen Formideen entsprach. Das brachte mich zu der provozierenden Frage: „Kennen Sie die Philharmonie?" „Oh", sagte er, „dies schreckliche braune Gebäude." (Scharoun musste ja, weil die Mittel fehlten, auf seine differenzierte goldene Fassade verzichten und konnte nur den Beton erst einmal Ocker anstreichen lassen.)

Ich fragte: „Waren Sie mal drin?" Er antwortete: „Nein".

Am anderen Morgen sagte ich zu Werner Düttmann, dem Senatsbaudirektor: „Arne Jacobsen war noch nicht in der Philharmonie. Das müssen wir korrigieren!" Mittags, während die anderen zum Essen gingen, fuhren wir zu dritt hin. Im Foyer betrachtete Jacobsen etwas irritiert die für ihn wohl ziemlich unsystematisch herumstehenden geraden und schrägen Pfeiler und Säulen, wackelte ein wenig am Geländer der Treppe nach oben und wunderte sich auch kopfschüttelnd über einiges, was er an Einzelheiten sah.

Es war gerade eine Probe. Ein Quartett – es kann auch ein Quintett gewesen sein – spielte, ausreichend beleuchtet, auf dem Podium, und wir saßen – der Senatsbaudirektor wusste, wohin er seine Besucher führen musste – mitten in Scharoun's „Weinbergen" (wie dieser treffend die aufsteigenden Saalebenen nannte).

Lange sagte Jacobsen nichts. Dann fragte ich: „Was halten Sie davon?" „Oh", sagte er, „ ich hoffe, dass meine Studenten während der Ausbildung nie hierher kommen. Denn: sie würden sehen, dass es auch ohne alle Details geht."

So etwas – ein Zeichen großer Toleranz – kann wohl nur einer sagen, der seiner sicher ist und deshalb bereit, auch das Konträre anzuerkennen.

Nun, der dritte Grund für meine Rede:

Die Bildhauerin Barbara Haeger wurde 1919 in Loslau, in Oberschlesien, geboren. Sie studierte an den Akademien in Frankfurt und Dresden und zuletzt hier in Hamburg an der Kunsthochschule am Lerchenfeld, wo seit 1946 Edwin Scharff lehrte, dessen rundplastische Figuren und Torsi und dessen Zeichenkunst auf seine Schüler – und mehrere haben es zu Ansehen gebracht – einen wegweisenden Einfluss hatte. „Die Figur ins Gleichgewicht zu bringen ist für Scharff die erste Aufgabe des Bildhauers" hat Gottfried Sello in der 1956 erschienenen umfangreichen Künstlermonographie geschrieben.

Zahlreiche Werke von Barbara Haeger, die in Hamburg und an anderen Orten sichtbar im öffentlichen Raum stehen – oder wie in Eckernförde und Helgoland als Reliefs Wände und Gebäude gliedern – sind, in den 50er und frühen

Linke Seite: Die Bildhauerin Barbara Haeger und ihr Werk, die „Große kniende Figur"

60er Jahren, in ihrer voluminösen Plastizität und ihrer strengen Form sehr persönliche Weiterentwicklungen des Credos ihres Lehrers. In diese Reihe gehört auch die Figur, die wir wegen ihrer Umhüllung jetzt noch nicht sehen können.

Später – nicht zuletzt auch geprägt von den aus der Gestaltung großer Betonwände resultierenden formalen und technischen Bedingungen und Problemen – lösen mehr kantige Konturen die weichen, glatteren und schmiegsameren Formen ab, wobei die Figuren teilweise – gibt es da Einflüsse von Henry Moore? – auf eine verblüffende Weise raumgreifend werden.

Noch später, über zwei Jahrzehnte hinweg, kam ein neues, sehr eigenständig verarbeitetes und geformtes Material hinzu: das Epoxi-Kunstharz, mit Quarzsand und Asche zu einer bildbaren Masse verbunden und teils mit Schlacken aus Bronzegüssen ergänzt. Helmut R. Leppien hat in einem Katalog den Kunsthistoriker John Anthony Twaites zitiert: Sie macht Figuren, die „zu Rhythmus und Raum werden". Am Schluss von Leppiens Text steht: „Barbara Haeger ist eine Zeugin unseres Jahrhunderts, die den Mut nicht verloren hat."

Barbara Haeger war kein ortsgebundener Mensch. Wenn sie auch seit 1954 ein großes Atelier in Hamburg hatte, war sie immer wieder unterwegs: Ausgedehnte Studienreisen führten sie nach Italien, Jugoslawien, Spanien, Äthiopien, England, Israel, in den Vorderen Orient, nach Mittel- und Lateinamerika, Griechenland, Marokko und in die meisten Länder Schwarz-Afrikas. Dazu kamen jahrelange Aufenthalte – Atelier und Arbeit – in Paris und New York. Je ein weiteres Jahr verbrachte sie mit Arbeit und Ausstellung in Bolivien und Mexiko.

Wichtige Lebensabschnitte waren durch Lehrtätigkeit ausgefüllt, wohl auch eine Art Lebenselixier über Jahrzehnte: – Workshops für Bildhauerei – im Auftrag des Goethe-Instituts und des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in Paa Ya Paa-Gallery, Nairobi/Kenya, im National Museum, Daressalam/Tanzania, in der University of Nigeria, Nsukka/Nigeria, und in der National Gallery, Harare/Zimbabwe. Was da ihre Studenten, die ja aus ganz anderen Kulturkreisen kamen, jeweils in relativ kurzer Zeit zu Wege brachten, kann zum Staunen Anlass sein.

Wenn nun die „große kniende Figur" – den Titel habe ich in einem Ausstellungskatalog gefunden – hier im Hof hinter dem Eingang ihren Platz findet, dann muss ich noch einmal auf Arne Jacobsen zurückkommen.

Die Munkegaard-Schule in Kopenhagen ist in einem gewissen Sinne der Prototyp, dessen Grundriss für das (in Flächengröße und Zweigeschossigkeit wesentlich opulentere) Christianeum ein Vorbild war. Jeweils für zwei Klassen sind dort kleine Höfe angeordnet, wobei jeder Hof durch unterschiedliche Pflasterung und Bepflanzung eine individuelle Gestalt erhielt, insbesondere aber dadurch, dass überall Abgüsse historischer – oftmals antiker – Figuren oder Reliefs angebracht wurden, die jedem Ort seine besondere Signifikanz gaben.

Als wir im Rahmen einer unserer Büroexkursionen – an dieser nahm Barbara Haeger staunend teil – durch die hohe Aula der Munkegaard-Schule und die Flure entlang der Höfe gingen, da sagte die Bildhauerin zu mir: „Du, dieser Architekt ist ein Genie!"

Nun, im Christianeum fehlt – das muss man konstatieren – die individuelle Ausschmückung der Höfe (vielleicht hat damals der Senat der Hansestadt nicht genügend Geld für Kunst spendiert).

Aber – als Leihgabe der Erbin – zieht nun eine Skulptur derjenigen, der die Höfe der Munkegaard-Schule so großen Eindruck machten, in den wichtigsten Hof des Christianeums ein, der mit Eingang und Pausenhalle optisch verbunden ist.

Ich glaube, die Künstlerin, deren Asche im Juli dieses Jahres – fast mit dem Blick nach Dänemark – in der Ostsee versank, hätte ihre Freude daran.

Noch ein Letztes:

Arne Jacobsen hat mir einmal erzählt, dass der dänische König jedes Jahr einmal die Künstler einlädt. Die Architekten gehören da dazu. Wenn der König meint, es wäre nun genug geredet, wird heiße Schokolade serviert. Dann wissen alle, was die Stunde geschlagen hat.

Nun ist es soweit, dass wir die Figur enthüllen können.

Friedrich Spengelin

(v.l.) Ivo Petrlik, Friedrich Spengelin und Ulf Andersen enthüllen im Innenhof des Christianeums die „Große kniende Figur"

Weimars Gesichter

Voller Begeisterung wandelt der kleine Mann im schwarzen Rollkragenpulli und Blazer vor uns her. Seine Aufgabe besteht anscheinend darin, uns über das persönliche Leben und die tägliche Umgebung Goethes in eine solche Begeisterung zu versetzen, dass wir selbst die geschmackloseste Kopie einer antiken Gottheit nur noch als Symbol wahrer Kunst verstehen.

Leider ist er ein wenig zu bemüht, und es scheint mir, als hätte ihn ein sehr häufig auftretendes Phänomen unter Lehrenden befallen: Zu sehr versunken in seiner Liebe für die einzelnen restaurierten Häuser, die Ausstellungen und natürlich die Dichter, doziert er mehr für sich selbst als für die Zuhörenden. Um es uns einfacher zu machen, gibt er sich dennoch Mühe und bezieht uns in Anekdoten aus Goethes Leben ein, vermutlich, damit wir einen besseren Bezug zu dem fernen Dichter herstellen können. Dabei fällt unter anderem ein Begriff, der durch seine generellen Anwendungsmöglichkeiten auch auf meinen Eindruck von Weimar durchaus übertragbar ist. Gemeint ist die Polarität, die er als eine der charakteristischen Motive von Goethes Werken beschreibt. Wie der Meister, so auch sein Weimar, könnte man sagen.

Fangen wir beim optischen Eindruck an. Weimar, so wird einem bald klar, ist kein gewöhnliches Städtchen. Kaum verlässt man den Bahnhof, erblickt man verzierte, meist wohlrestaurierte Gebäude, oft in Form mittelgroßer Villen. Diese zeichnen sich gerne aus durch niedliche kleine Türmchen und romantischen Efeubewuchs. Sprich, alles erinnert ein wenig an kleine Märchenschlösser, dazu bitte Kopfsteinpflaster und an möglichst vielen Ecken ein Ginkgobaum. Zwischendurch, etwas ernüchternd, Plattenbauten aus DDR-Zeiten und sogar noch ein Nazibauwerk, das man zunächst gar nicht weiter an Hässlichkeit von den erstgenannten unterscheiden kann. Aber das macht nichts. Besonders das liebevoll gepflegte Zentrum samt Museen und Einkaufszone entschädigt für die gelegentlichen Fehlgriffe in der Architektur. Auch die etwas verfallenen Gemäuer abseits des Stadtinneren sind nicht wirklich im Blickfeld und mindern den Genuss an der „Kulturhauptstadt Europas 1999" keineswegs.

Anna Amalia hätte ihre Freude gehabt an den Bemühungen, Kunst und Kultur in diesem wichtigen Zentrum deutscher Literatur zu bewahren; schließlich war sie es, die durch ihr Engagement zunächst Wieland und durch ihn unter anderem Goethe, Schiller und Herder in ihren Dunstkreis zog. Weniger stolz wäre sie auf den Missbrauch gewesen, literarische und Philosophie-Werke so zu deuten und auszunutzen, dass sie die Ideologie der „überlegenen deutschen Rasse" während der NS-Zeit manifestierten. Denn Weimar war öfter Kulturhauptstadt als man denkt. Schon vor der Machtergreifung 1933 benannte sich hier die erste nationalsozialistische Jugendgruppe nach Hitler, und auch der „Führer" selbst liebte es, in Weimar zu residieren.

Erinnert an diesen Aspekt der Weimarer Geschichte wird man zunächst durch einen makabren Anblick, der beim ersten Hinschauen etwas irreal wirkt: ein gewöhnlicher Bus, die Linie 6, mit der Endstation Buchenwald.

Der Deutsch-Leistungskurs in Weimar – unter einem der vielen Ginkgobäume

Seine Route führt den Fahrgast zunächst durch die weniger historisch beeinflusste Vorstadt und schließlich auf die so bezeichnete „Blutstraße", die von Häftlingen des ehemaligen Konzentrationslagers selbst erbaut worden ist. An beiden Seiten der Straße sieht man zunächst nur einen gelegentlich von der Sonne durchfluteten Wald, der in seiner Stille und friedlichen Atmosphäre eigentlich eher zu einem Spaziergang einlädt. Dann auf der rechten Seite ein riesiges Mahnmal, auf dem die Jahreszahl 1945 steht. In seiner Größe soll es wohl an das Ausmaß und die Entsetzlichkeit der im KZ begangenen Greueltaten erinnern. Es ist weithin sichtbar und immer noch unvollendet. Bald darauf erreicht man Buchenwald, den Ort, dessen Existenz die Bewohner von Weimar bis zur Befreiung 1945 verdrängten. Hier erlebt man den Kontrast zur heilen Märchenwelt. Auch dies ist ein historischer Ort, auch hier wird sich erinnert, doch scheint dieser Ort viel näher und viel bedeutender zu sein als das zuvor Gesehene. Es ist bitterkalt und regnet jetzt in regelmäßigen Abständen. Während wir auf dem ehemaligen Appellplatz stehen, pfeift eisiger Wind. Man bildet sich ein, plötzlich nachzuempfinden, wie es gewesen sein muss, hier draußen oft stundenlang bewegungslos zu stehen und zu frieren und erkennt bei der Besichtigung des ehemaligen Krematoriums wieder einmal, dass Vorstellungskraft

nicht im geringsten ausreicht, um die Begebenheiten zu verstehen. Es ist unmöglich.

Auch Verdrängung ist ein Mittel, dem auszuweichen, was man nicht verstehen will. Die Auseinandersetzung mit der Realität wird dann um so bedeutender. Wie haben sich die Weimarer wohl gefühlt, als sie kurz nach Ende des Krieges gezwungen wurden, sich dem Anblick der befreiten ausgemergelten Häftlinge, der aufgehäuften Leichen und der gesamten Einrichtung des Konzentrationslagers zu stellen? Und dazu der direkt neben dem Lager eigens für die Kinder der SS-Familien eingerichtete Zoo, dessen Bewohner eine bessere Behandlung erfuhren als ihre Nachbarn.

Auch dieses Beispiel der Ignoranz entkräftet meinen schon etwas verklärten Eindruck vom hübschen heimeligen Weimar, und wie so oft, wenn es um die NS-Zeit geht, erschöpft sich mein Verständnis für das Verhalten vieler.

Es scheint, als verhalte es sich mit der Betrachtungsweise von Weimar wie mit den Fensterscheiben des überfüllten Busses zurück zur Jugendherberge: Durch die verbrauchte Luft beschlagen sie und überlassen es jedem einzelnen, ein eigenes Muster zu wählen und so den Rahmen dafür zu setzen, wie er die Realität hinter dem dünnen Dunstfilm betrachten möchte.

Lara Dietrich, III. Semester

„Polarität – hier sehen Sie erneut ein Beispiel ..."

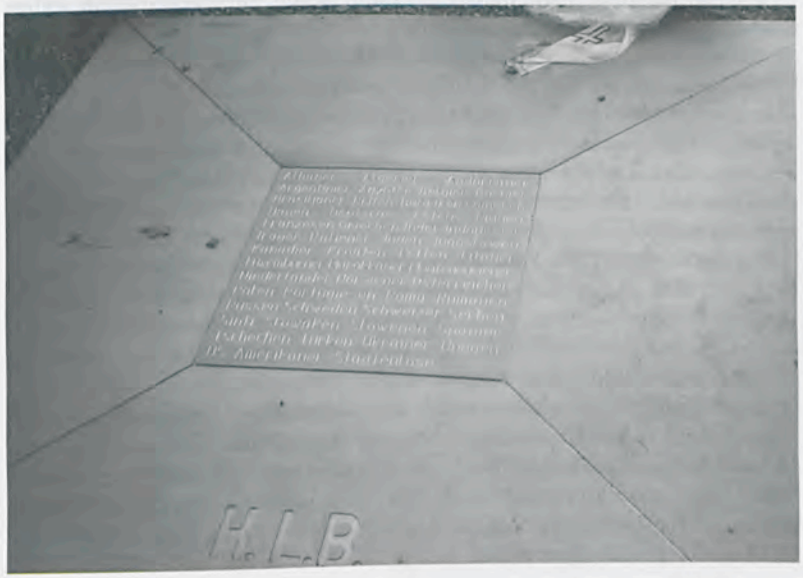
Wie die Lieblingsfloskel eines Museumsführers die Erfahrungen des Deutsch LK III. in Weimar charakterisierte ...

„Polarität". Unserem Museumsführer, einem beflissenen, dabei quirligen Thüringer, gelingt es immer wieder, diese für „Goethe bezeichnende Eigenschaft" auf die „Kunscht", auf jedes Detail des Goethehauses, ja selbst auf unsere Klasse anzuwenden. Dies geschieht bei ihm so häufig, so nachdrücklich, dass wir seinen Ausführungen kaum noch glauben können. „Polarität" entwickelt sich für uns zu einer leeren Floskel – ironisch vermuten wir sie überall in Weimar zu erkennen, sie auf alles beziehen zu können. Aber die Wirklichkeit holt uns ein: Weimar ist polarisierter, als wir es am Anfang der Reise vermuteten.

Das Wetter ist schön hier! Kein Regen und mild wie im späten Sommer. Schon morgens beim Verlassen der Jugendherberge scheint die Sonne, die Luft ist klar. Die Häuser mit ihren frisch renovierten Fassaden verstärken diesen heiteren Eindruck. Die Europäische Kulturhauptstadt von 1999 strahlt uns mit ihren sanften Pastellfarben an. Fast immer trifft sich unsere Gruppe vor dem Goethe-Schiller-Denkmal, also unter den wachsamen Augen der beiden Meister. Es geht eine gewisse Aura von diesen überragenden Dichtern, ja von der gesamten Stadt aus. Die Erinnerung an eine vergangene, kulturelle Epoche, „die Kunscht" ist überall zu spüren. Weimar ist Goethe. So viel und oft Goethe, dass

wir manchmal nur mit Schwierigkeiten die richtigen Orte finden – Goethe-Straße, Goethe-Gasse, Goetheplatz … Die Kultur der Stadt beeinflusst uns, bestimmt unsere Gespräche, frei nach der Bauhaus-Devise „Zusammen arbeiten, zusammen feiern“ ziehen wir abends los.

Eiseskälte! Ungehindert pfeift der Wind über den kahlen, ungeschützten Appellplatz. Regen. Hagel. Wir befinden uns im KZ Buchenwald. Dieser Wintereinbruch trifft uns unvorbereitet, erst am Morgen waren wir noch ohne Jacke in Weimar unterwegs. Doch immerhin tragen wir Jacken. Die Häftlinge standen hier in ihren dünnen Häftlingskitteln und oft nur barfuß in Holzpantinen. Und das manchmal stundenlang, je nach Laune der Wärter. Buchenwald ist kalt und leer. Die alten Lagerbaracken sind abgerissen, nur Kupferschlacke markiert ihre Grundrisse. Geprägt durch die Lektüre von Kertesz „Roman eines Schicksallosen“, Klüger „Weiterleben“ und Weiss „Meine Ortschaft“, vermeinten wir uns Buchenwald vorstellen zu können – gerade deshalb überraschten uns die Leere und Kälte dieses Ortes. Der Gegensatz zu Weimar ist eklakant. Wir fangen an zu verstehen, warum die Amerikaner die Bewohner Weimars nach dem Zweiten Weltkrieg zwangen, ihr schönes Weimar zu verlassen und sich Buchenwald anzusehen. Als wir dann noch die Folterkeller, das Krematorium und die Genickschussanlage für russische Gefangene sehen, beschleicht uns das lähmende Gefühl von Hilflosigkeit. Aber es gibt auf diesem Platz auch einen Ort der Wärme: Eine unscheinbare, von Horst Hoheisel gestaltete Metallplatte, in der er die Namen von 50 Völkern in alphabetischer Reihenfolge eingravieren ließ. Als wir die Hand nach dieser Platte ausstrecken, erwärmt sie uns. Ihre Temperatur beträgt immer 37 Grad, sie entspricht der menschlichen Körper-



temperatur. Das, was bei Menschen aller Religionen und Nationen gleich ist, das was sie gleichstellt. Ein Zeichen der Brüderlichkeit und der Wärme an diesem kalten Ort.

Weimar und Buchenwald – zwei Orte, die symbolisieren, wozu Menschen, wozu wir Deutschen, fähig sind. „Die Welt in ihrer Tiefe verstehen, heißt den Widerspruch verstehen" so der zeitweise in Weimar lebende Philosoph Friedrich Nietzsche. Womit wir wieder bei der Polarität wären.

Fabian Wigand, III. Semester

Weimar/Buchenwald

Die Frage nach dem Maß der moralischen Mitschuld der Weimarer Bevölkerung an den Gräueltaten, die nur 6 km entfernt, im Konzentrationslager Buchenwald auf dem Ettersberg zwischen 1938 und April 1945 begangen wurden, wird wohl nie in ihrer Ganzheit beantwortet werden können. Die Behauptung, man habe von alle dem nichts gewusst, scheint allerdings wie eine ziemlich hilflose Lüge.

Diese Erkenntnis hat sicherlich jeder aus dem LK Deutsch des III. Semesters vom Ettersberg mit nach Hause genommen. Auf unserer Reise nach Weimar vom Donnerstag, dem 4., bis Sonntag, dem 7. Oktober 2004, war der Besuch der Gedenkstätte Buchenwald für die meisten von uns das wohl eindrucksvollste Erlebnis.

Wo man auch hinschaut, dunkle Erde und Geröll, nur zwei Gebäude stehen noch auf dem Gelände. Das riesige Feld, das vor uns liegt, ist völlig leer. Nur vereinzelt erahnt man die Silhouetten von Menschen, die wie wir als Besucher gekommen sind, um sich das KZ Buchenwald anzusehen.

Früher standen hier die Baracken der Insassen, aufgereiht wie Zinnsoldaten in langen Reihen. Heute erinnern nur noch mit schwarzen Kieselsteinen angedeutete rechteckige Flächen die Lage der Baracken. Die Sowjets haben sie nach der Übernahme des Lagers abgerissen, um Platz zu schaffen für ihr eigenes Internierungslager.

Buchenwald war kein Vernichtungslager, sondern ein Arbeitslager. Diesen Satz hört man als Besucher nicht nur einmal. Die Unterscheidung wird allerdings sehr relativ, wenn man das Krematorium betritt. Von außen sieht es gar nicht so bedrohlich aus. Ein Haus mit einem zu großen Schornstein, das ist alles, was der Betrachter von weitem erkennt.

Drinnen sieht es dann schon anders aus. Man betritt das Gebäude durch die Pathologie. Auf dem fliesenverkleideten OP-Tisch mit der Senke und dem Abfluss für Körpersäfte in der Mitte sind viele falsche Todesursachen amtlich bestätigt worden, um zu vertuschen. Es wurden medizinische Experimente durchgeführt. Neue Gifte am (noch) lebenden Objekt erprobt. In unserer Gruppe ist es merklich stiller geworden.

Als nächstes ein Haufen Urnen, der große Leichenofen, der laut Zeitzeugenberichten seit 1943 im Dauerbetrieb gelaufen ist. Die Leichenrutsche, die in den Leichenkeller führt. Der Leichenaufzug, mit dem die Leichen aus dem Keller in den Ofenraum gehievt wurden. Einigen von uns, besonders denen, die noch nie ein KZ besichtigt haben, steht die Fassungslosigkeit ins Gesicht geschrieben. Von den ca. 260 000 Häftlingen in Buchenwald haben über 56 000 die Befreiung des Lagers nicht erlebt. Es geht weiter. Die Genickschussanlage, die Folterzellen und das Denkmal.

Während der gesamten Besichtigung, die sich zu großen Teilen im Freien abspielt, zieht ein eisiger Wind mit erbarmungsloser Konstanz über den Berg. Es ist so kalt, dass wir uns nah zusammen stellen, es gibt auf dem riesigen kahlen Hang keinen Baum, nichts, was den Wind hätte aufhalten können.

Es ist unvorstellbar, wie kalt und kräftezehrend dieser Wind erst gewesen sein muss für die körperlich schwer arbeitenden Gefangenen des Lagers in ihren Lumpen. Selbst wir haben trotz Schutz durch Wollpullis, Schals, Cordhosen und dicke Winterjacken so einen zermürbenden Wind wie hier noch nicht erlebt. Aber gerade dieser aggressive Wind macht den Eindruck des Lagers für uns noch authentischer. Man kriegt einen winzigen Eindruck davon, wie unhuman, wie lebensfeindlich diese Umgebung eigentlich ist.

Beim Verlassen des Lagers geht man durch das Lagertor. Ein längliches rechteckiges Gebäude, das an seinen schmalen Enden fast nahtlos in einen großen Stacheldrahtzaun übergeht, der das ganze Lager umspannte. Gleich hinter dem Stacheldraht außerhalb des Lagers liegt eine Betonruine zwischen Bäumen. Sie erinnert an den Eisbärenfelsen von Hagenbecks Tierpark. Der grenzenlose Zynismus der SS wird deutlich, wenn man erfährt, dass diese Assoziation korrekt ist. Es war ein Bärenfelsen. Die SS hatte für ihre Männer und deren Familien einen kleinen Zoo direkt neben dem Lager errichtet. So waren die Insassen und die Tiere nur durch Stacheldraht und 20 Meter Luftlinie voneinander entfernt. Ein Bär kriegte täglich soviel zu essen, dass man davon ein Dutzend Häftlinge hätte satt machen können.

Am Turm des Lagertors hängt eine Uhr, sie zeigt Viertelnachdrei an. Am 11. April 1945 um Viertelnachdrei befreiten die Amerikaner das KZ Buchenwald. Auch ihnen kam die Behauptung der Weimarer, sie hätten nichts bemerkt, seltsam vor. So they did it the American way. Die Amerikaner schleiften alle Weimarer auf den Ettersberg, um sich das Grauen des KZ Buchenwald, das sie ja nie bemerkt hatten, selber einmal anzusehen.

Die Wahrheit ist, Weimar lebte gut von und mit dem KZ Buchenwald. Weimarer Metzgereien belieferten das KZ mit Fleisch für die SS-Mannschaften und die Tiere. Die Insassen kamen nur selten in diesen Genuss. Bauernhöfe aus der Umgebung lieferten ihre Erzeugnisse in das riesige Lager. Das KZ Buchenwald war für die Stadt Weimar ein wichtiger Wirtschaftsfaktor und ist es auch heute noch. Der Linienbus 8 fährt 7 Tage die Woche alle halbe Stunde vom Goetheplatz auf den Ettersberg.

Justin Liesenfeld, III. Semester

Wie hältst du's mit der Orthographie?

Erste Anmerkungen zu einer Dauerdebatte

Diese Debatte wurde und wird nicht nur in der Presse geführt, sondern auch unter Schülern und Lehrern – und sie wird nolens volens weitergeführt werden. Nach der Entscheidung etlicher großer Verlage zur Rückkehr zur alten Schreibweise bezogen im Sommer dieses Jahres auch Schulbuchverlage, insbesondere Klett und Cornelsen, Lehrerverbände und Gewerkschaften sowie nicht zuletzt Bildungspolitiker Stellung. Im Christianeum befragten Journalisten Schülerinnen, Schüler und Lehrer; deren Meinungen wurden knapp oder ausführlicher in einigen Radio-Sendungen, z.B. N-joy-Radio, und der Financial Times Deutschland vom 10.8.04 veröffentlicht. Der Bundesvorstand der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft stellte die folgende Presse-Verlautbarung ins Internet, die vielfach nachgedruckt und in der Presse zitiert wurde. Sie ist ein gutes Beispiel für viele Stellungnahmen aus dem Bildungsbereich während der sommerlichen Rechtschreibdiskussion. Die GEW-Mitteilung hat den Vorzug, auf die meisten Aspekte dieser Diskussion einzugehen, ihre polemische Knappheit lässt die Position recht deutlich werden. Unberücksichtigt bleiben kann hier, dass die polarisierende Stellungnahme des Bundesvorstandes ohne Rückkopplung zur Mitgliedschaft, in der es Pro und Contra gibt, publiziert wurde.

Exemplarische Stellungnahme aus dem Bildungsbereich

GEW: Die Kultusminister sollen an der Rechtschreibung festhalten

Die GEW fordert die Kultusministerkonferenz auf, an der Rechtschreibreform festzuhalten und sich nicht von den Alleingängen verschiedener Verlage unter Druck setzen zu lassen.

Frankfurt a. M. – „Es ist unverantwortlich, wie hier auf Kosten von Kindern, Eltern und Schulen Stimmung gemacht wird, um das Sommerloch zu füllen und die eigene Macht zu demonstrieren", so Marianne Demmer, die Schulexpertin im Geschäftsführenden Vorstand der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW). Die Hartnäckigkeit, mit der das Thema hochgespielt werde, sei nicht nachzuvollziehen. Dass die ältere Generation nicht gerne umlerne sei zwar verständlich, aber in einer Zeit, da von jedem und jeder die Bereitschaft zu lebenslangem Lernen gefragt sei, wohl nicht mehr zeitgemäß. Schließlich zeige die Erfahrung in den Schulen, dass die Kinder nach den neuen Regeln weniger Fehler machten, denn die alte Rechtschreibung sei ja nun „alles andere als logisch" gewesen. „Hier ist die Solidarität der Älteren mit den Jüngeren gefragt", so Demmer. Gerade in PISA-Zeiten müsse Einvernehmen darüber bestehen, dass die Schulen die knappe Lernzeit sehr effizient verwenden. Demmer: „Die Schulen haben wichtigere Probleme zu lösen, als den Zirkus um die Rechtschreibreform nachzuvollziehen."

Seit Generationen heißt es in den
ELBVORORTEN,
wenn es um Immobilien geht:
SCHON SIMMON GEFRAGT?

Nach allgemeinen Markttendenzen
realistischen Verkehrswerten
optimalen Mieten
heutigen Verkaufschancen
aktuellen Marktpreisen
potentiellen Käufern
zuverlässigen Mietern
dem richtigen Haus
der passenden Eigentumswohnung
der tauglichen Mietwohung
dem geeigneten Bauplatz
dem rentablen Zinshaus
dem sicheren Sachwert
der Übernahme der Hausverwaltung
der Hilfe bei Betriebskostenabrechnungen
und, und, und ...

Erfahrene Spezialisten mit reichem Fachwissen erwarten Sie mitten in der Waitzstraße, wo die Firma seit 1922 ihren Sitz hat.

VHH SIMMON **RDM**

Inhaber:
Hans-Günther Steffens (Christianeer Abi '54!)
und Dirk Steffens
Telefon: 89 81 31 · Fax 899 15 59

Im deutschsprachigen Ausland werde das deutsche Hin und Her nur noch mit Kopfschütteln betrachtet. Dort denke niemand daran, bestehende Vereinbarungen zur Wahrung der Einheitlichkeit der deutschen Sprache in Frage zu stellen.

Eine Rückkehr zur alten Schreibweise hätte nach Ansicht der GEW für Schüler/innen, Lehrer/innen und Eltern gravierende Auswirkungen: gerade für die Jahrgänge, die schon komplett nach der neuen Rechtschreibung unterrichtet wurden, wäre eine Rückkehr zur alten Schreibweise eine ziemliche Katastrophe; die Verunsicherung wäre komplett.

Gravierend seien aber auch die finanziellen Auswirkungen auf Schulbudgets und den Geldbeutel der Eltern. Darauf machte die GEW-Expertin die Ministerpräsidenten aufmerksam, die das Thema Anfang November auf die Tagesordnung setzen wollen. Schätzungen gehen davon aus, dass in den Schulen Bücher im Wert von rund 1,4 Milliarden Euro bei einem Rückkehrbeschluss zur alten Rechtschreibung zumindest stark entwertet, wenn nicht – wie in der Grundschule und den rechtschreibsensiblen Fächern – völlig wertlos würden.

In Niedersachsen und im Saarland würden dies allein die Eltern bezahlen müssen, da es dort keine Lehrmittelfreiheit gibt. In den anderen Bundesländern müssten die Lehrmitteletats der Länder und Kommunen entweder drastisch angehoben oder der Elternanteil weiter erhöht werden. Der VDS Bildungsmedien beziffert die privaten Ausgaben der Eltern für Lehrmittel bundesweit für 2003 auf ca. 200 Millionen Euro. Auch diese Bücher würden durch einen Rückkehrbeschluss sofort entwertet und ließen sich dann nicht mehr an Geschwister weitergeben oder auf Schulbuchbörsen verkaufen.

Demmer: „Wer eine Rücknahme der Reform will, muss sagen, wie das finanziert werden soll.

Entweder muss die Zeche des Polittheaters aus den Bildungsetats der Länder oder von den Eltern bezahlt werden. Und das bei angeblich leeren Kassen!"

09.08.2004

Kritik

Kaum ein Argument dieser Pressemitteilung ist nachvollziehbar. Zunächst wird gar nicht nach dem Was, sondern dem Warum gefragt und als Grund altersbedingte Lernunwilligkeit unterschoben. Die alte Rechtschreibung sei nach Marianne Demmer „alles andere als logisch" gewesen. Was ist unter „Logik" zu verstehen? Ohne linguistisch und sprachphilosophisch auszuholen: Die neue Regelung ist das so wenig wie die alte. Zum Beispiel: Dem Hamburger Kollegen und ausgewiesenen Grammatiker Gerhard Schoebe bleibt nichts anderes übrig, als in seiner viel benutzten „Elementargrammatik und Rechtschreibung" (München 02, Oldenbourg Verlag, S.62) beim Thema Getrennt- und Zusammenschreibung auf „die Liste der 92" zu verweisen: Partikel und Verb werden getrennt, wenn der 1. Bestandteil nicht zur Liste der 92 gehört wie „auseinander laufen", sie werden getrennt, wenn der 1. Bestandteil zur Liste der 92 gehört wie etwa „zusammenlaufen". Dies hat durchaus anstrengende Folgen für die Praxis: Kollegen, die sich Mühe geben wollen, hängen dann die Liste der 92

Ausnahmen als Wandzeitung in die Klasse, damit die Schüler sie sich besser einprägen, von „ab-, an-, auf-, aus-, bei-, beisammen ..." bis zu „zurecht-, zurück-, zusammen-, zuvor-, zuwider-, zwischen-". Hier wird die Regel durch die Ausnahmen obsolet. Die Getrennt- und Zusammenschreibung gehört zu einem der Bereiche der Neuregelung, die in der vorliegenden Form kaum jemand beherrscht und die von der großen Mehrheit der professionellen Schreiber nicht akzeptiert werden. Auch die Zeitungen, die sich immerhin an der Neuregelung orientieren wie „Die Zeit" oder die „Neue Zürcher Zeitung" o.a., haben für ihre Mitarbeiter hier eigene Regeln entwickelt oder die Neue Rechtschreibung „vorsichtig repariert"(D. E. Zimmer, Die Zeit). Nach der neuen Rechtschreibung würden, so Marianne Demmer, weniger Fehler gemacht. Dies wird wahrscheinlich im Grundschulbereich für das Spektrum der ss/ß-Regelung stimmen, obwohl es dafür empirisch bisher wenig Belege gibt (gegenläufig: Buss und rheinischer Spass usw.).

Allem Anschein nach ist es ebenso wahrscheinlich, dass mit zunehmender sprachlicher Komplexität dies nicht mehr stimmen dürfte: Vielmehr werden dann die Fehler, Mängel und Unklarheiten der Neuregelung zunehmend deutlich. Marianne Demmer dürfte sich, etwas vereinfacht formuliert, im Namen der gesamten GEW vornehmlich auf die Erfahrungen von Grundschullehrerinnen und -lehrern beziehen. *„Hier ist die Solidarität der Älteren mit den Jüngeren gefragt, so Demmer."* Aus der Sachdiskussion wird in der Presseverlautbarung nun zum Appell übergegangen: Ein eigentlich harmloses Problem wird moralisiert und in die Konfrontation Alt gegen Jung gewendet. Es handelt sich indes weniger um einen Unterschied zwischen Jungen und Alten; von der Sprachverwendung ausgehend liegt hier eher eine Unterscheidung zwischen denjenigen vor, die viel und intensiv mit Texten zu tun haben wie Schriftstellern, Journalisten und Lehrern, die in höheren Klassen unterrichten, und elementaren Sprachverwendern, für die die Getrennt- und Zusammenschreibung, semantische Differenzierungen, die Komma-Setzung, eine differenzierte Groß- und Kleinschreibung usw. eher egal sind. Es geht also vor allem um einen Gegensatz zwischen Viel- und Wenigschreibern.

„Eine Rückkehr zur alten Schreibweise hätte nach Ansicht der GEW für Schüler/innen, Lehrer/innen und Eltern gravierende Auswirkungen: gerade für die Jahrgänge, die schon komplett nach der neuen Rechtschreibung unterrichtet wurden, wäre eine Rückkehr zur alten Schreibweise eine ziemliche Katastrophe; die Verunsicherung wäre komplett." Unterstellt wird eine bereits vorhandene Verunsicherung, die nun komplettiert würde. Ohne in ähnlichen Katastrophismus zu verfallen, verunsichert die Neuregelung aufgrund ihrer Ungereimtheiten, nehmen wir z.B. die hier vorliegende Presseverlautbarung: *„... wie hier Stimmung gemacht wird, um das Sommerloch zu füllen ..." oder: ...„die Schulen haben wichtigere Probleme, als den Zirkus nachzuvollziehen ..."* Nach der Neuregelung muss kein Komma vor diese erweiterten Infinitive gesetzt werden. Hier geschieht dies, und die Lesbarkeit wird so erleichtert; Schüler, denen nicht die „alte" Komma-Setzung beigebracht worden ist, würden hier kaum ein Komma setzen. Sie würden aber erfahrungsgemäß auch in dem folgenden Satz kein

Abiturienten 2004

1. Reihe v. l.: Antonia zu Knyphausen, Stephanie von Oertzen, Leonie Elverfeldt, Katharina Schablitzki, Mariko Schmitz, Alexandra Bürger, Friderike Schröder, Michaela Stein, Lisa Schlothauer, Frederika Oberländer, Katharina Frauenheim, Christine Schmeck, Judith Freksa, Annabelle Siems, Hariett Fuhrhop, Ulrike Dittloff, Mirka Frenzel, Moritz Magens, Christoph Schumann-Plekat, Marie Siepmann, Anna Beregova
2. Reihe v. l.: Patrick Dehn, Julian Steinert, Roman Kowalik, Johannes Voss, Thea Küstner, Alexandra Lilienthal, Verena Vielhaben, Lara Achner, Antonia Reidel, Katrina Möbius, Verena Cors, Dorothee Lensch, Maike Neupert, Caroline von Spee, Annika Jahnke, Gudrun Kühl, Lars-Erik Berg, Leon Scherfig, Tim Zeifang, Richard Simonsen
3. Reihe v. l.: Silke Schneider, Gunnar Wett, Jan-Patrick Heidorn, Benjamin Zimmermann, Felix Fallasch, Marjan Wetzel, Jacob Andreae, Samuel Nauck, Hauke Kloust, Martje Petersen, Theresa Martens, Max Eckardt, Bernhard Maurer, Jacob Jansen, Felicitas Rhan, Jonas Weydemann, Florian Westphal, Nele zu Solms, Michael Szelwis, Philipp Sommer, Coraly von le Fort
4. Reihe v. l.:Stefan Thode, Nathanael Winter, Andreas Reich, Florian Roetz, Jonas Haeantjes, Cornelius Voß, Kay Noyen, Chen Chen, Klaus Meyer, Max Bischoff, Timothy Hebel, Benjamin Hodgson, David Kosel, Moritz von Hurter, Adrian Schiefler, Jakob Dormagen, Stefan Bräuer, Sabine Schwarz, Florian Kelm
5. Reihe v. l.: Beatrice Bohn, Anastassia Oberländer, Julius Bloch, Johannes Merck, Claes-Christian Goetze, André Sassmannshausen, Johann von Georg, Julian Trautwein, Ferdinand Delius, Maximilian ten Hövel, Max König, Tobias Kalischer, Paul Erdmann, Oliver Scholtz, Christine Moors, Dorothee Graff, Antonia Schnitzler, Nathalie Kohlmann, Max Wächtler,
6. Reihe v. l.: Julius Rimpau, Clemens Lange, Isabell Stetter
Es fehlt: Christina Nur

Preisträger im Abitur 2004

1. Preis	Theresa Martens
2. Preis	Hauke Kloust
3. Preis	Sabine Schwarz
Russisch-Preis	Silke Schneider
Gustav-Lange-Preis	Verena Vielhaben
	Moritz von Hurter
Sonderpreis für Wirtschaftspraxis	Annika Jahnke

(Fortsetzung von Seite 39)
Komma setzen, in den auch nach der Neuregelung ein Komma aufgrund der Hinweisung (daran) gesetzt werden muss: „ *Dort denke niemand daran, bestehende Vereinbarungen zur Wahrung der Einheitlichkeit der deutschen Sprache in Frage zu stellen.*" Um in einem solchen Satz keinen Fehler zu machen, muss man die gesamte alte Regelung des erweiterten Infinitivs beherrschen (dies im Unterricht zu vermitteln dauert meist nur zehn Minuten, ohne Wiederholungsübungen). Mangelnde Sicherheit im Umgang mit der Interpunktion zeigt sich übrigens auch bei den Autoren der vorliegenden Verlautbarung: „*Dass die ältere Generation nicht gerne umlerne sei zwar verständlich, aber in einer Zeit, da von jedem und jeder die Bereitschaft zu lebenslangem Lernen gefragt sei, wohl nicht mehr zeitgemäß.*" Hier fehlt sowohl nach der alten wie nach der neuen Regelung ein Komma. Was sich hier im Kleinen zeigt, dürfte für viele Schüler im Großen gelten. Komma-Setzung ist beliebig geworden – allerdings nicht bei den Schülern, die weiterhin nach der alten Regelung unterrichtet werden. Vermutlich sind dies sehr viele, da sich viele Deutsch-Fachkonferenzen ähnlich wie fast alle Zeitungsredaktionen und Presseagenturen niemals der völligen Liberalisierung angeschlossen und wegen der besseren Lesbarkeit die alte – und im Rahmen der Neuregelung ebenso mögliche – Kommasetzung beibehalten haben.

Zu dem finanziellen Argument: Finanzielle Auswirkungen sind kaum zu erwarten. Je nach Bindung werden die Schulbücher ohnehin nach 4-6 Durchgängen ausgewechselt. Ein Teil des Schulbuchbestandes ist nach wie vor in „alter" Rechtschreibung, insofern entbehrt die alarmistische Formulierung „*sofort entwertet*" jeder Grundlage. Fast die gesamte Literatur, die ab der Mittelstufe zunehmend in Deutsch gelesen wird, erscheint in der alten Schreibweise. Da fast alle Autoren sich gegen die Neuregelung ausgesprochen haben, können sie nur so gelesen und auch innerhalb von Lesebüchern oder Vorlagen zu Abschlussprüfungen zur Verfügung gestellt werden.

Eine Rückkehr zur alten Schreibweise bzw. zu einem neuerlichen Kompromiss bedeutet nur, dass das Lehrbuchmaterial noch einmal überarbeitet werden muss. Das kommt ihm zugute, da in einem Durchgang auch andere Fehler ausgebessert werden können, die durch die Unterrichtspraxis deutlich geworden sind. Dies widerspricht zwar dem Interesse der Verlagsleitungen, Lehrbücher möglichst unverändert immer wieder nachzudrucken, schafft aber akademische oder fachdidaktische Arbeitsplätze, die von der GEW im Sinne ihres ursprünglichen Interesses nur gewünscht werden können.

Die Ministerpräsidenten der Länder haben auf ihrer Konferenz im Oktober einstimmig beschlossen, dass die neue Rechtschreibung wie vorgesehen am 1. August 2005 in Kraft trete. Als einziges Zugeständnis an die Reformkritiker beschlossen sie, die Berufung des „Rates für Deutsche Rechtschreibung" zu unterstützen. Sie folgten damit dem Beschluss der vorhergegangenen Kultusministerkonferenz. Es wurde die Erwartung geäußert, dass „der Rat plural (Gegner und Befürworter) zusammengesetzt wird". Zugleich wurde die Erwartung formuliert, „dass gegebenenfalls Änderungen in den Bereichen: Getrennt- und Zusammenschreibung, Fremdwörter, Interpunktion und Trennung so recht-

zeitig vorgeschlagen werden, dass sie zum 1. August 2005 in Kraft treten können". (Vergl. FAZ, 8.10.04.) Ob damit die Probleme eher vertagt oder eher gelöst werden, bleibt abzuwarten. Aufgrund der massiven Kritik dürfte es bei der Getrennt- und Zusammenschreibung etliche Änderungen geben: Wer keine „Schwerbehinderten" kennt ist schon beim Abfassen eines Schwerbehindertengesetzes schwer behindert. Davon gehen auch die Fachleute aus, die ansonsten für die Beibehaltung der neuen Rechtschreibung plädieren wie Dieter E. Zimmer von der Zeit (19.8.04): „Die größte Schwäche der Reformschreibung aber besteht darin, dass sie an einigen Stellen tut, was keine Ortografie tun darf: jemanden zwingen, zu schreiben, was er gar nicht meint. Die Rede ist von der starken Vermehrung der Getrenntschreibung. Sie zerreißt Begriffe wie *sogenannt, umweltschonend, vielversprechend, wohlverdient* in ihre Bestandteile, die einzeln jedoch meist etwas anderes bedeuten, und scheint sie damit aus der Sprache zu tilgen – ein Unding."

Entsprechend sollten wir Deutschlehrer mit Gelassenheit, Liberalität und vielen sprachkritischen Reflexionen im Unterricht an diesem Punkt die Entwicklung abwarten. Wie bereits angedeutet, scheint es mir keine Gründe zu geben, die gegen die Beibehaltung der „alten" Kommasetzung sprechen. Wenn wir uns am Christianeum darum bemühen, den Schülern viele Fremdsprachen zu vermitteln, erscheint es auch wenig sinnvoll, Fremdwörter einzudeutschen, wenn beide Möglichkeiten bestehen: Ketchup, nicht Ketschup; Bravour, nicht Bravur; Crêpe, nicht Krepp; Portemonnaie, nicht Portmonee; Spaghetti, nicht Spagetti usw.

Wichtiger wird wahrscheinlich ein anderer Sachverhalt, über den wir noch Erfahrungen sammeln müssen und der künftig bestimmt noch häufig besprochen werden wird, auch im Zusammenhang mit der seit Pisa in Gang gesetzten Diskussion um die Lesekompetenz: In der nächsten Zeit – zumindest – leben die Schüler in zwei schriftlichen „Sprachwelten" – wie es in der NZZ (23.8.04) formuliert wird: Es gebe einerseits „die Welt der Schulen, der Ämter und andererseits die Lebenswelt der Zeitungen, der Verlage, der Schriftsteller". Und diese letztere Lebenswelt außerhalb der Schule werde in der Schweiz wie in Deutschland von der alten Rechtschreibung dominiert. Gustav Seibt beschreibt dieses Phänomen in der Süddeutschen (18.8.04) unter dem Stichwort „Schreiben für Leser": „Die Verteidiger der Reform argumentieren fast ausschließlich vom Schreiben und vom Schreibenlernen aus. Aber in unserem gesamten Leben lesen wir gewiss zehn Mal oder sogar hundert Mal mehr als wir schreiben. Rechtschreibung und Interpunktion haben den Hauptzweck, das Lesen zu unterstützen. Das ist der eigentliche Sinn der Normierung, vor allem des Grundsatzes, Wörter, die wir alle ein wenig anders aussprechen, gleich zu schreiben; sonst nämlich müssten wir immer von neuem buchstabieren. Müheloses Lesen beruht auf hochautomatisierten Wiedererkennungsprozessen; wir surfen mit den Blicken über die Seiten, halten uns fest an großen und kleinen Lettern, vertrauten Buchstabengruppen, den Taktstrichen der Kommata ..."

Jochen Stüsser-Simpson

Chronik vom 15. Mai 2004 bis 15. November 2004

Mai 2004

15. Sibylle Hasse hat erfolgreich am Mehrsprachenwettbewerb teilgenommen in den Sprachen Japanisch und Englisch.

16. Präsentation der Ergebnisse von *business @school* mehrerer Schulen im Christianeum vor einer Jury aus Vertretern der Wirtschaft und unseren Partnern von Boston Consulting.

25. Elternabend für die 8. Klassen zur Information über die Wahlfächer ab Klasse 9.

26. Benefiz-Konzert zugunsten des MIC-Ausbaus mit dem Unterstufenorchester, dem A-Orchester unter der Leitung von Herrn Walde sowie dem Quartett *Schlagwerk Elbtonal.*

27. „China-Abend" in der Aula mit Gedichten, Auszügen aus verschiedenen Texten sowie Liedern und Instrumental-Musik. Leitung Frau Chai.

Juni 2004

1. Informationsabend für die Eltern der Sechstklässler über die Ganztagsschule in Klasse 7.

Im Bundeswettbewerb Mathematik erreicht Matthias Schulte, II. Sem., einen 3. Platz.

2. Im Bundeswettbewerb Fremdsprachen erreichen folgende Schüler Anerkennungen und Preise:

Oliver Folba, 10d, Anerkennung in Englisch
Jakob Hauter, 10c, 2. Preis in Russisch und Englisch
Florian Horn, 10c, in Russisch teilgenommen
Anna-Friederike Klink, 10b, Anerkennung in Engl., 1. Preis in Latein
Yifan Zhang, 10c, Anerkennung in Englisch.

3. *„Swinging Summer"* – Benefizkonzert der Brass Band unter der Leitung von Herrn Achs zugunsten der Annemarie-Dose-Stiftung der *Hamburger Tafel.*

7. Herr Prof. Bernhard Fleischer spricht auf einem Informationsabend für Eltern, Lehrer und Schüler über „Infektionskrankheiten".

9. *„Vermisst und vergessen"* – Kinder in der Dritten Welt. Die Klasse 7a unter der Leitung von Frau Greiner interviewt Herrn Raygrotzki von „Plan International" und Herrn Grätz, Referent in der Senatskanzlei, und informiert über Kinder der Dritten Welt.

10. Die Theater-AG der Unterstufe zeigt das Stück: „Nachruf auf eine Eule".

15. Der Chor des Christianeums singt zur Eröffnung der *„Special Olympics"* auf dem Rathausmarkt.

17. Aufführung der Chorrevue „A-Chorpus Delicti" in der Aula.

18. Feier der Abiturientenentlassung mit Orchester, Brass Band und der Revue des A-Chores.

20. Sönke Tams Freier, 9e, erhält auf dem vom Staatlichen Institut für Mu-

sikforschung – Preußischer Kulturbesitz – veranstalteten *Alte Musik-Treff* einen 2. Platz, der von der Jury als außerordentlich gewürdigt wurde, da er als einziger Schüler an diesem hochrangig besetzten Wettbewerb teilgenommen hat.

21. Poesie-Fest *Das große LALULA* mit reger Beteiligung der Schüler der Klassen 5-7, Eltern, Lehrern und Schülern der Oberstufe.

22. Das Christianeum wird vom Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung mit dem Qualitätssiegel „Schule mit vorbildlicher Berufsorientierung" ausgezeichnet.

23. Die Brass Band erhält eine Urkunde über die Teilnahme an der Konzertreihe *Hamburger Schulen musizieren,* einer Veranstaltung vom 2. Mai bis 23. Juni vom Verband Deutscher Schulmusiker.

Frau Kaiser, Herr Hirt, Herr Schulz und Herr Weisz gehen in den Ruhestand.

Juli 2004

Während der Sommerferien wird die MIC-Kapazität mit Hilfe von Bundesmitteln zur Unterstützung des Ganztagsschulbetriebes beträchtlich erweitert. Insbesondere die Küche konnte räumlich verdoppelt und nach modernstem technischen Standard neu ausgestattet werden. Dass diese aufwendigen Arbeiten termingerecht und ohne handwerkliche Fehlplanungen abgeschlossen werden konnten, ist vor allem der ehrenamtlichen „Managerin" des MIC, Frau Birgit Voss-Neckelmann, zu verdanken, die trotz der Ferienzeit fast täglich die Arbeiten überwachte. Das Essen kann jetzt in zwei Schichten auf den mittlerweile über 100 farbenfrohen Arne-Jacobsen-Stühlen in der Pausenhalle eingenommen werden. Zur gleichen Zeit entsteht im vorderen Bereich des Gebäudes auf Initiative unseres Hausmeisters Andreas Bock, der u.a. dafür seinen Sommerurlaub opfert, ein zusätzlicher großer Klassenraum.

Solchermaßen räumlich vorbereitet kann das Christianeum den neu konzipierten Ganztagsbetrieb für die 7. Klassen zum neuen Schuljahr aufnehmen.

August 2004

2. Zum Schuljahrsbeginn treten Frau Lausen (M, Sp) und Herr Gruber (Ch, Bio) neu in das Kollegium ein. Zugleich begrüßen wir die neuen Referendare Frau Opitz (L, Gri, G), Frau Tehrani (Rus, E) und Herrn Langer (Bio, Ek).

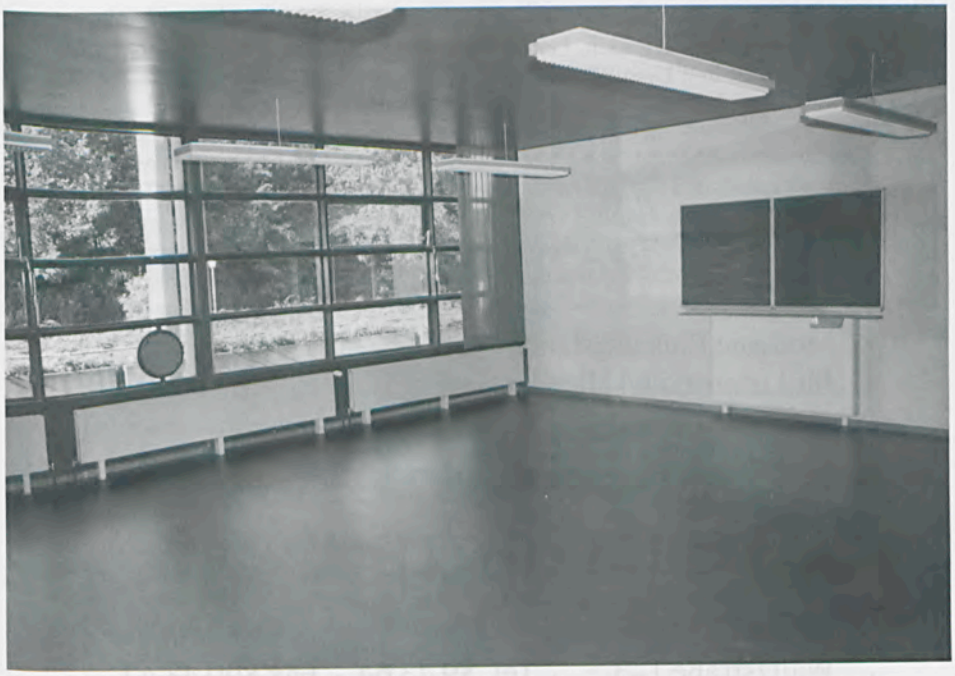
Jakob Hauter (früher Kl. 10c) belegt bei der Internationalen Russisch-Olympiade in Moskau den 2. Platz.

5.-30. Besuch einer chinesischen Austauschgruppe aus Shanghai, die im Christianeum am Unterricht teilnimmt und ein umfangreiches Besuchsprogramm absolviert.

6. Im Wettbewerb *NATEX* – Naturwissenschaftliches Experimentieren – erhalten Schüler der Jahrgänge 5-10 Preise und Anerkennungsurkunden.

11. 20 Schülerinnen und Schüler des Christianeums erhalten aufgrund ihres besonderen wissenschaftlichen und sozialen Engagements eine Einladung zum Gartenfest des Ersten Bürgermeisters.

19. *Literarisches Café:* Witold Gombrowicz zum 100. Geburtstag – Polen, Argentinien, Frankreich, Deutschland – Stationen eines eigenwilligen Welt-



Raum 2 – der „Neue“

Markus Gruber

Eva Lausen

bürgers. Die Leistungskurse Russisch und Geographie des I. Semesters zeichnen seinen Lebensweg nach. Leitung: Bernhard Meier, unterstützt von Reinhard Schröder und Ursula Baumann.

Moderne Einkaufsstätten
für Lebensmittel aller Art

SPAR

SUPERMÄRKTE

August Glasmeyer
Waitzstraße 1–3 · Tel. 89 43 64 · Fax 890 43 47
Kalckreuthweg 90 · Tel. 89 44 64 · Fax 890 43 57
www. glasco.de

Wir liefern mittwochs und freitags ins Haus

Unsere Öffnungszeiten:

Montag bis Freitag	8.00–20.00 Uhr
Sonnabend	8.00–18.00 Uhr
Heiligabend, Freitag	7.00–13.00 Uhr
Silvester, Freitag	8.00–14.00 Uhr

Wir wünschen unseren Kunden ein Frohes Weihnachtsfest und ein gesundes Neues Jahr!

24. Elternabend der 7. Klassen, u.a. zum Konzept „Gewaltprävention" und Informationen zur Ganztagsschule.

26. Die Elternräte der Gymnasien Christianeum, Hochrad und Othmarschen laden ein zur öffentlichen *Podiumsdiskussion* über das neue Lehrerarbeitszeitmodell. Leitung: Peter Ullrich Meyer, Hamburger Abendblatt.

Literarisches Café: 50 Jahre „Das Wunder von Bern" mit Christof Siemes.

27. Der Verein der Freunde des Christianeums lädt alle Beteiligten zur Einweihung des Otto-Ernst-Zimmers ein. Auch die Kultursenatorin Frau Dr. von Welck, der Bezirksamtsleiter des Bezirkes Altona, Herr Hinnerk Fock, und der Vorsitzende des Bürgervereins Flottbek-Othmarschen sowie die Nachfahren von Frau Senta-Regina Möller-Ernst sind eingeladen.

September 2004

2. *Literarisches Café:* Sihem Bensedrine – Besiegte Befreite. Eine arabische Journalistin erlebt den besetzten Irak.

6. Abnahme des erweiterten MIC.

8. Das Orchester der Universität Kronstadt, Rumänien, gibt ein Konzert in der Aula.

9. *Literarisches Café:* Antonella Romeo – La deutsche Vita. Lesung und Gespräch mit der Autorin.

10. Die Klassen der benachbarten Grundschulen sind eingeladen, sich das Singspiel *Die Schildbürger* von Günther Kretzschmar anzusehen, das von den Chören der 6., 7. und 8. Klassen unter der Leitung von Herrn Schünicke aufgeführt wird.

12./13. Frau Fricke-Heise erhält als Patin des *Projektes Junior* eine Einladung nach Berlin.

15. Feierliche Enthüllung der von der Bildhauerin Barbara Haeger geschaffenen Statue *Große kniende Figur,* die als Dauerleihgabe im Innenhof hinter der Pausenhalle aufgestellt wurde.

16. *Literarisches Café:* Erwin Burmeister – Hilflos in Gomorrha. Lesung und Gespräch mit dem Autor, der 1947 sein Abitur am Christianeum abgelegt hat.

27.-30. Offener Unterricht für die Klassenstufen 5 und 7.

Oktober 2004

20. Sibylle Hasse, III. Sem., erhält eine Urkunde für erfolgreiche Teilnahme an der dritten von vier Runden im Mehrsprachen-Wettbewerb mit den Sprachen Japanisch und Englisch.

Das Christianeum lädt die MIC-Mütter zur Feier der MIC-Erweiterung am frühen Abend zum geselligen Beisammensein mit Salaten und Erbsensuppe („Der Chef kocht selbst") ein. Mit einem bunten Programm dankt die Schule den Damen für ihren bisherigen freiwilligen Einsatz.

21. *Literarisches Café:* Rotkäppchen & Co. Märchen – auch für Erwachsene – mit Achim Amme.

25. Zwei Eishockey-Profis der Hamburg Freezers kommen im Rahmen der *U 18 Aktion* des Hamburger Abendblattes in den Physik-Unterricht der 7c bei

Herrn Ruhl. In der Sporthalle messen die Schüler mit Hilfe von Lichtschranken die Geschwindigkeit des Pucks.

27. Unerwartet kam das Christianeum zu einem Konzert von jugendlichen Musikern aus dem Xuhui District von Shanghai, China. Die jungen Virtuosen spielten chinesische Musik auf alten Instrumenten und hatten ein andächtig lauschendes Publikum.

28. *Literarisches Café:* Krimi-Abend im Christianeum. Die Schüler der 5c stellen spielerisch den weltberühmten schwedischen Detektiv Kalle Blomquist vor. Das Krimi-Quiz wird von den Klassen 9d und 10e veranstaltet. Den *Banküberfall* begehen Schüler der 9d, während selbstgeschriebene Kriminalgeschichten von 9d und 10e verbrochen wurden. Das III. Semester vergeht sich an Kriminalsonetten von Ludwig Rubiner und Kriminal-Haikus von Jens Hagen.

November 2004

1. Drei weitere Referendare kommen an das Christianeum, um hier erstmals ihre ganze eineinhalbjährige Ausbildungszeit zu verbringen: Herr Bauer (G, Sp), Herr Behrens (Gmk, Sp) und Herr Knorr (L, G).

Gunter Hirt – ein leiser, lauterer Aufklärer

Wenn schon ein Nachruf zu Lebzeiten, dann wenigstens kein gravitätisch einherwatschelnder! Gunter Hirt wünschte sich nach 35 Jahren Lehrertätigkeit, davon 31 Jahre am Christianeum, dieses Foto: zwei mallorquinische Esel, die verdutzt und gemütvoll auf seinen markanten Schädel niederblicken, dazu die Bildunterschrift: drei alte Esel!

Diese ironische Selbststilisierung verrät so manches, was für uns Kollegen und Freunde nach seiner Pensionierung unersetzbar sein und sehnsüchtig vermisst wird – sein liebenswertes Understatement, seine Abscheu gegenüber erhabener Feierlichkeit und seine Geselligkeit; nicht zuletzt seine Faszination fürs Weltkulturgut Banalität. Als Anhänger des „kritischen Donaldismus" stiftete er dem Literarischen Café schon kurz nach der Gründung ein Tischbein – Goethebein – Gemälde mit Entengesicht und eine grazile Minnie-Mouse in Degas-Pose. Ich habe diese Bilder, gemalt von einem seiner Freunde, immer als Mahnung empfunden, nicht in unproduktive Verehrungsgeste gegenüber Klassik oder Ewigkeitsgetue in Sachen Kunst zu verfallen.

Ein Spaßmacher und Witzereißer also? Nicht nur, vielleicht nur eine närrische Maske, hinter der sich ein zäher Arbeiter für eine demokratische und humane Schule verbirgt. Geboren in Ostpreußen, aufgewachsen in Dithmarschen – „Im flachen Land sind die Horizonte nicht so eng!" – wurde er seit seinem Germanistik- und Geschichtsstudium in Hamburg und Tübingen geprägt durch die Aufbruchsbewegung, die Schluss machen wollte mit Schwarzer

Pädagogik und statt dessen das Leitbild eines Lehrers als Aufklärer und Verfechter von Chancengleichheit zu etablieren versuchte. Konsequenterweise unterrichtete er daher in seinen ersten Berufsjahren an einer Gesamtschule. Aber auch am Christianeum verhielt er sich gelassen und subversiv gegenüber einer scheinbar festen Phalanx von Maulhelden und Karrieristen, sei's von rechts oder links. Nebenbei stärkte er gewerkschaftliches Denken und Handeln und war sich für ermüdende Gremienarbeit nicht zu schade. Wichtiger für unsere Schule jedoch war sein zuverlässiges, vertrauenerweckendes und geduldiges Auftreten gegenüber den Schülern. Gruppenarbeit und faires Diskutieren miteinander setzte er auch in unteren Klassenstufen systematisch durch, und bald wussten wir anderen: Von ihm übernommene Klassen zeigten selbständiges Denken, verantwortungsbewusstes Handeln und nahezu wissenschaftliche Neugier. Aufrechter Gang wurde nicht proklamiert, sondern war Ergebnis seiner Klassenlehrerarbeit – er übte das Ordinariat 25 Jahre lang aus.

Diese Fähigkeit nahm nach und nach auch zunächst skeptische Kollegen für ihn ein, so dass er jahrelang Fachvertreter für Deutsch, Mitglied im Vertrauensausschuss und der Schulkonferenz war. Allerdings verringerte diese allgemeine Wertschätzung im Kollegium seine genuin misstrauische Haltung gegenüber Behördenäußerungen und -maßnahmen nicht. Uns frappierten bei Konflikten, z. B. bei Lehrerstreiks, seine ironisch-schwejkartigen Kommentare und seine bieder einherkommenden Aufmüpfigkeiten. Abmahnungen von oben nahm er stoisch in Kauf. Ein running gag blieb bis heute sein beharrliches Eintreten für ein Lehrerzimmer als Ort der Entspannung und der ungestörten Kommunikation; aber wer weiß: Es ist ja noch nicht aller Tage Abend!

Schieflage bekäme ein Portrait von Gunter Hirt jedoch, erwähnte man nicht wenigstens seine Talente als Gelehrter, als Bibliothekar und als Förderer einer Schultradition im Sinne der Aufklärung. Er gestaltete die Festschrift zum 250. Schuljubiläum entscheidend mit, er war acht Jahre lang verantwortlicher Redakteur des CHRISTIANEUM-Heftes, und 15 Jahre lang übte er gewissenhaft und mit bibliophiler Leidenschaft das Amt des „Archivars" der Historischen Bibliothek des Christianeums aus. Literarisch war sein Geschmack unkonventionell und anregend für uns: ein Liebhaber der Lyrik von Rose Ausländer und ein Kenner der jüdisch-deutschen Literatur des k.u.k. – Galiziens. Mögen auch die Plaketten im Windfang der Schule mit den Konterfeis der drei großen Ehemaligen Maimon, Wienbarg und Mommsen von manchen Schülern bis heute verständnislos betrachtet werden, in meinen Augen hat Gunter Hirt mit seinem Eintreten für gerade diese Persönlichkeiten die richtigen Akzente auch für ein modernes Gymnasium gesetzt – der Selbstdenker, der kritische Zeitgenosse und der leidenschaftliche Forscher.

Wie sehr Gunter Hirt der Schule fehlt, wird wahrscheinlich bei einem solch leisen und zugleich lauteren Menschen erst allmählich sichtbar werden. Seine Freunde jedoch fühlen es schon heute: Ein Stück kälter, humorloser und hektischer ist es für uns ohne ihn schon jetzt geworden.

Ulrike Schwarzrock-Frank

Margret Kaiser

Für die Historikerin Margret Kaiser war das Christianeum während ihrer langjährigen Tätigkeit nicht nur ein Arbeitsplatz, dem ihr ganzes berufliches und persönliches Engagement galt, sondern zugleich auch immer ein interessantes historisches Studienobjekt, das ihr und ihren Schülern den zeitgeschichtlichen Wandel in aller Deutlichkeit vor Augen führte.

Als sie am 1. Oktober 1969 als Referendarin den Dienst am Christianeum antrat, gab es nur zwei Lehrerinnen und eine weitere Referendarin an der Schule, die vor noch nicht allzu langer Zeit nach vehementen Auseinandersetzungen erstmals Schülerinnen aufgenommen hatte.

Als „Fräulein Philipp" traf sie damals auf ein älteres Kollegium, in dem die Altphilologen deutlich den größten Einfluss ausübten und in dem die Anrede „Fräulein" für unverheiratete Kolleginnen noch über Jahre selbstverständlich war.

Die Schülerschaft war dagegen schon von einer ganz anderen Zeitströmung geprägt. Wie an vielen humanistischen Gymnasien in Norddeutschland waren auch am Christianeum die Auswirkungen der Studentenbewegung zu spüren. Zunächst wurden diese Ideen zwar nur von einer kleinen, sehr intellektuellen Schülergruppe getragen, doch bald fanden sich immer mehr Anhänger und „Nachahmer", was zu einer deutlichen Polarisierung in den Klassen und auch im Kollegium führte.

Frau Kaiser, die 1970 die erste Gemeinschaftskundelehrerin am Christianeum wurde, nutzte diese Zeit der Auseinandersetzung, wie auch folgende, zu fruchtbaren politischen Diskussionen und ermöglichte ihren Schülern immer wieder den Dialog mit „Menschen des öffentlichen Lebens", u.a. mit dem Generalinspekteur der Bundeswehr General Graf von Baudissin, dem verehrten Historiker Fritz Fischer, dem Ersten Bürgermeister Henning Voscherau, mehreren Senatoren und Bürgerschaftsabgeordneten sowie Jugendoffizieren, Pastoren, Sozialarbeitern u.v.m.

Unter dem Motto „Das Leben in die Schule holen" setzte sie sich auch nachdrücklich dafür ein, dass das Christianeum als eines der ersten Gymnasien Hamburgs Mitte der 70er Jahre seinen Schülern ein Betriebspraktikum in der Vorstufe ermöglichte.

Darüber hinaus engagierte sie sich bei der Vorbereitung und Durchführung der Eltern-Lehrer-Schüler-Seminare, leitete jahrelang die Fachkonferenz Geschichte/Gemeinschaftskunde, wirkte in Lehrplan- und Lehrbuchausschüssen der Schulbehörde mit und stellte stets neue wissenschaftliche, didaktische und pädagogische Ansätze im Kollegium zur Diskussion.

Zu bewundern bleibt, dass sich Frau Kaiser in all den Jahren nie von den Ungereimtheiten bildungspolitischer Konzepte und Planungsunsicherheiten der Schulbehörde „unterkriegen" ließ, sondern stets das Interesse und Wohl des Christianeums und „ihrer Schüler" im Auge hatte, die für sie als eigenständige und ernstzunehmende junge Menschen immer an erster Stelle all ihres Tuns standen.

Wir wünschen Frau Kaiser einen aktiven Ruhestand und alle Zeit der Welt für bisher vernachlässigte Studien, denn die „Geschichte" wird die „Geschichts-Kaiser" sicher niemals loslassen.

Susanne Fricke-Heise

Ulrich Schulz

34 Jahre unterrichtete Ulrich Schulz am Christianeum. In dieser langen Zeit hat er das Schulgeschehen aktiv mitgeprägt. Er zählte sozusagen zum „Urgestein" der Schule. Hauptsächlich unterrichtete er die Fächer Biologie und Chemie, aber zeitweilig auch Physik und manchmal sein drittes Fach Geografie.

Seine Arbeitszeit begann noch im alten Christaneum in der Behringstraße. Er hat den Umzug der umfangreichen naturwissenschaftlichen Sammlungen in das jetzige Gebäude mitgeplant und organisiert.

Damals gehörte er zu einer Gruppe junger Lehrer, die mit viel Elan und Energie die Oberstufenreform umsetzten. Er war direkt, offen und hat seine Meinung auch gegen den Strom vertreten. Seine Art hat sicherlich mit dazu beigetragen, dass dann diese Gruppe bald die „Bio-Chemie Mafia" genannt wurde. Kollegen, die näher mit ihm zu tun hatten, schätzten seine Gradlinigkeit, Zuverlässigkeit und Kollegialität. Selbst im hektischen Pausenbetrieb zeigte er sich stets hilfsbereit und hatte ein offenes Ohr für Probleme.

Er stellte hohe Anforderungen sowohl an sich selbst als auch an seine Schüler. Halbwissen war ihm ein Gräuel. Schüler, die bereit waren, sich den Anforderungen zu stellen, konnten viel lernen und die Faszination der Naturwissenschaften begreifen. Durch Risikobereitschaft und exakte Vorbereitung schreckte er auch im Unterricht nicht vor gefährlichen Experimenten zurück, wenn ihm diese für das Verständnis von Zusammenhängen unerlässlich erschienen.

Im Kollegenkreis fanden seine Tafelbilder Bewunderung, der stets reichlich hinterlassene Kreidestaub entlockte uns aber auch manchen Fluch.

Dass er nicht nur „Vollblutnaturwissenschaftler" war, zeigte er im Bereich der Künste: Als Schlagzeuger der „Lehrerband" sorgte er bei vielen Festen für mitreißende Stimmung und als Hobbymaler übernahm er in einer seiner Klassen auch den Kunstunterricht. Dieser fand aus Raummangel in den Chemieräumen statt. Wir erlebten so den neuen Kunstlehrer und seinen hundertprozentigen Einsatz, der zeitweilig Teile der Chemiesammlung lahm legte, hautnah. Das Interesse an der Kunst und Schrift führte ihn schließlich als „Schüler" in einen Chinesisch-Kurs des Christianeums.

Ihm ist es zu verdanken, dass es für viele Jahre Bienen an der Schule gab und der berühmte Christaneumshonig gekauft werden konnte.

Nachhaltig und beharrlich setzte er sich für ein Rauchverbot am Christianeum ein. Es wurde nicht zuletzt auf sein Betreiben an der Schule eingeführt, bevor die Schulbehörde ein generelles Rauchverbot an allen Hamburger Schulen beschloss.

In vielen Aktionen hat er – zusammen mit Eltern – für ein Blockheizkraftwerk an der Schule geworben. Leider konnte diese Aktion vor seiner Pensionierung noch nicht erfolgreich abgeschlossen werden. Aber alle technischen Voraussetzungen in der Heizzentrale des Christianeums sind schon gegeben, sodass es sicherlich nur noch eine Frage der Zeit ist, bis der Stromerzeuger in Betrieb gehen kann.

Schlagzeug, Bilder, Bücher, Fahrradtouren, Doppelkopf … Langeweile wird bei Ulrich Schulz sicher auch ohne Schule nicht entstehen.

Gabriele Kroch / Wolfgang Weigel

Eugen Weisz

Als Eugen Weisz am 1. März 1975 als Sportlehrer zu uns ans Christianeum kam, fehlte unserer neu formierten Lehrer-Schüler-Volleyballmannschaft ein geeigneter Stellspieler. Eugen als Allroundtalent und argentinischer Ex-Handballnationalspieler füllte diese Lücke sofort. Das Niveau der Truppe verbesserte sich schlagartig, sodass sich im schulischen Rahmen bald keine Gegner mehr fanden und wir – die Lehrer und einige Studienstufenschüler – als Vereinsmannschaft (VEJAS) bis in die höchste Hamburger Spielklasse vorstießen. Viermal Hamburger Meister im Wettbewerb der Lehrermannschaften, das war

auch zu einem beträchtlichen Teil mit Eugens Verdienst.

„Das waren noch Zeiten!" pflegen die alten Herren zu sagen, wenn es nicht mehr so ganz rund läuft, aber – Vorsicht! – bis zu seiner Knieoperation im Jahr 2002 wuselte dieser „alte Herr" noch durch alle Sporthallen und über alle Tennisplätze der Region, stellte herrlich auf die Außenposition, zirkelte den Ball gekonnt an einem Riesen von Schüler vorbei in den Korb oder trickste beidfüßig, argentinisch das Leder um zwei Gegner herum, dass denen und ihm schwindlig wurde. Ohne Bauchansatz noch mit 65, drahtig auf schnellen Beinen, immer mit irgendwelchen Bällen beschäftigt, mit klaren Ansprachen und temperamentvollen Anleitungen – so kannten die Schüler dieser Schule ihren Sportlehrer Eugenio Weisz. Fit nicht nur körperlich, sondern auch methodisch, didaktisch, regeltechnisch und taktisch war der passionierte Tangotänzer (argentinisch, versteht sich) und Hobbykoch sowie Grillmeister in seinem Fach immer auf dem letzten Stand.

Eugen Weisz aus Buenos Aires/Argentinien, Sohn eines deutschen Vaters und einer ungarischen Mutter, aufgewachsen und groß geworden in der freien Natur und auf Sportplätzen, nach Deutschland gekommen wegen der Liebe, hat in unsere etwas steife Schule viel Leben, Witz und Natürlichkeit gebracht. Dafür danken wir, Schüler und Kollegen, dir und deshalb vermissen wir dich. Dein „Gutten Morrrgen!" und „Adddios!" oder „Tschau" klingt uns noch in den Ohren.

Sicher gehst du jetzt am Nordseestrand mit deinen Hunden spazieren und wirfst kleine bunte Gummibälle in den Wind. Das gönnen wir dir, Eugen! Du hast es nach 30 anstrengenden Dienstjahren reichlich verdient. Das Unrecht der Faktorisierung hast du glücklicherweise nur ein Jahr ertragen müssen.

Ciao, Eugen! Mach´s gut!

Günther Schäfer

Schulhockey am Christianeum

Die Positionen der Hamburger Sportlehrerinnen und Sportlehrer und der Behörde konnten in Bezug auf das Arbeitszeitmodell in Hamburg im letzten

Schuljahr nicht zusammengeführt werden. Die Positionen scheinen eher noch weiter auseinander zu driften und sich zu verhärten. Der Ton ist schärfer geworden.

Trotzdem hat in dieser Situation im Herbst 2004 ein Einladungsturnier, WK III im Kleinfeldhockey stattgefunden. Ausgeschrieben und ausgerichtet von Schülerinnen und Schülern des Johanneums und des Wilhelm-Gymnasiums.

Diese Veranstaltung wurde unterstützt vom Fachreferat Sport – Herrn N. Baumann – und vom Hamburger Hockey Verband.

Die Sieger dieses Einladungsturniers haben Hamburg in Berlin vertreten.

Das Christianeum hat an dieser Veranstaltung nicht teilgenommen, da die Einladung hierzu sehr kurzfristig eintraf und wir uns beide zu diesem Zeitpunkt auf Klassenreise befanden.

Frau Dargel und ich machen nun aber im Schulalltag häufiger die Erfahrung, dass Schülerinnen und Schüler des Christianeums gerne wieder für die Schule Hockey in einem Wettkampf spielen möchten. Sie fragen uns, ob wir nicht einfach eine Mannschaft melden könnten.

Einerseits stehen Frau Dargel und ich hinter den Beschlüssen der Vollversammlung aller Hamburger Sportlehrerinnen und Sportlehrer, andererseits sind wir sehr begeistert von dem Engagement unserer Schülerinnen und Schüler.

Deshalb haben wir folgendes Konzept für den Hockeysport am Christianeum entwickelt:

- Zwei Oberstufenschülerinnen/Oberstufenschüler (volljährig, mit Genehmigung der Schulleitung) werben Schülerinnen und Schüler für den WK III Landesentscheid im Hallenhockey und im Kleinfeldhockey.
- Diese beiden Oberstufenschülerinnen oder Oberstufenschüler fungieren als Trainer der beiden zu meldenden Mannschaften.
- Sie erhalten zusammen eine Doppelstunde pro Woche in unserer Halle als Trainingszeit.
- Sie erhalten aus dem Topf Schule und Verein eine Vergütung pro Stunde.
- Sie melden und begleiten die Mannschaften zum Landesentscheid und erhalten dafür unterrichtsfrei.
- Nur Schülerinnen und Schüler, die regelmäßig zum Training erscheinen, werden in der Mannschaft berücksichtigt.
- Frau Dargel und ich sind gerne bereit, die „Trainer" unserer Mannschaften mit Rat zu unterstützen.

Sollte also im Winter und/oder im Sommer wieder ein Landesentscheid ausgeschrieben werden – es zeichnet sich ab, dass dies durch den Hamburger Hockey Verband mit Unterstützung des Fachreferates Sport geschehen wird –, könnte das Christianeum auf diesem Wege daran teilnehmen, ohne dass Frau Dargel und ich in Gewissenskonflikte kommen.

Hilke Dargel und Thomas Horst

Erfolgreiche pädagogische Arbeit an der Schule 506 in St. Petersburg

Die Petersburger Partnerschule des Christianeums, die Mittelschule 506, liegt im Stadtteil Uljanka, dessen Lokalzeitung „Вести Ульянки" („Uljanker Nachrichten") in ihrer Ausgabe vom 1. September 2004, dem Tag des Schuljahresbeginns in Russland, die Namen der besten Schulabgänger des Schuljahres 2003/2004 veröffentlicht hat. Wer in den letzten anderthalb Schuljahren in allen Fächern sowie am Schluss auch in einer zentralen Russischarbeit nur Einsen bekommen hat, erhält eine Goldmedaille; waren eine oder zwei Zweien darunter, erhält man eine Silbermedaille.

Bei derart hohen Ansprüchen gibt es nicht sehr viele Gold- und Silbermedaillengewinner, und jede Schule ist stolz auf ihre медалисты (Medaillengewinner).

Unter der Überschrift „Надежда нашего округа" („Die Hoffnung unseres Bezirkes") hat die o. g. Zeitung die Namen der Medaillengewinner aller Schulen des Schulbezirks veröffentlicht. Unter den neun genannten Schulen belegt die Schule 506 mit je 3 Goldmedaillen und 3 Silbermedaillen den ersten Platz! Hier sind die Namen dieser Besten: Gold: Бегунов Александр, Голубев Иван, Щелкунов Антон; Silber: Мухин Дмитрий, Соломонова Александра, Хараим Татьяна.

In einem weiteren Artikel dieser Zeitung werden nicht nur die hervorragenden Leistungen verschiedener Schülerinnen und Schüler gewürdigt, sondern es wird auch die Arbeit der Lehrerinnen der Schule 506 herausgestellt (auszugsweise Übersetzung:)

„Die Schule 506 hat mit ihren Lehrern Glück. In den mehr als zwanzig Jahren, die die inzwischen pensionierte Schulleiterin Irina Mikhajlovna Vasiljeva diese Schule geleitet hat, ist es gelungen, ein Lehrerkollegium zusammenzustellen, das bemerkenswerte Traditionen schuf und sich ihnen verpflichtet weiß.

Mit der Versetzung in den Ruhestand hat Irina Mikhajlovna, Trägerin des Ehrentitels „Заслуженный учитель России" (‚Verdiente Lehrerin Russlands'), derart strahlende Medaillenträger entlassen, dass jedes renommierte Gymnasium sie um solche Abgänger beneiden muss. Übrigens versprechen auch die kommenden Schulabgänger, ihre Lehrer mit Erfolgen zu erfreuen, denn in dieser Schule versteht man es, zu jedem einzelnen Schüler Zugang zu finden und allen zu helfen, ihre kreativen und intellektuellen Anlagen voll zu entfalten.

Hierfür gibt es viele Beweise. So war die Schule 506 die einzige im Stadtteil, deren Schüler in der zentralen Russisch-Abschlussprüfung (nach Klasse 11) ohne Ausnahme bessere Zensuren als ‚ausreichend' bekamen. Dies ist das Verdienst der Russisch-Lehrerin Jelena Borisovna Savchenko.

Auch bei den Olympiaden sind die Schüler der Schule 506 immer auf den vorderen Plätzen zu finden. In Schüler-Arbeitskreisen, die sich auf Stadtteilebene fachbezogen mit wissenschaftlich-praktischen Fragestellungen befassen, beteiligen sie sich mit ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Arbeiten. So hat

Masha Naumova aus der 11. Klasse in diesem Arbeitskreis zwei hervorragende Arbeiten vorgestellt, von denen die eine ein anspruchsvolles mathematisches Problem untersuchte, während die andere eine chemische Fragestellung zum Inhalt hatte.

Solche Erfolge zeugen von einer hohen Qualität des Unterrichts: Damit sich ein Schüler gleichermaßen ernsthaft mit den vielen verschiedenen Unterrichtsfächern befasst, müssen die Lehrer ihm die Augen für die Schönheit ihres jeweiligen Faches öffnen, und das gelingt ihnen hier offensichtlich, wenn man auf die zahlreichen Erfolge der Schüler dieser Schule bei Wettbewerben sieht.

Die Mathematiklehrerin Tatjana Ivanovna Baricheva betreut Schüler, die sich selbstständig in mathematische Probleme einarbeiten wollen.

Sieben Schüler haben im letzten Jahr bei den Deutsch-Olympiaden Preise errungen. Für die Schule 506 gehört diese Sprache zum Schulprofil, weshalb jeder Erfolg besonders aufmerksam verfolgt wird. Aber diese Erfolge wären ohne die Lehrerinnen Veronika Vasiljevna Khvostova und Tatjana Pavlovna Desimon nicht denkbar.

Hinsichtlich der Anzahl der Preisträger bei Schülerwettbewerben nimmt die Chemielehrerin Nina Grigorjevna Ivanova beim inoffiziellen Ranking der Lehrer im Stadtteil den ersten Platz ein. Nicht wenige Sieger gab es auch in russischer Literatur, bestens vorbereitet von den Lehrerinnen Irina Aleksandrovna Razguljajeva, Trägerin des Ehrentitels ‚Verdiente Lehrerin Russlands', und von Svetlana Fjodorovna Jerjomenko, Trägerin des Ehrentitels ‚Beste Lehrerin'.

Natürlich beschränkt sich das schulische Leben nicht auf die Vorbereitung der Teilnehmer an Wettbewerben. In dieser Schule kann man nicht nur gut lernen, sondern sich auch gemeinschaftlich von den schweren Fächern erholen. Tatjana Fjodorovna Daniljuk, zuständig für Arbeitsgemeinschaften, und Nina Aleksandrovna Masik, Musiklehrerin und Leiterin des Schulchores, haben eine große Anzahl von Konzerten, Theateraufführungen und anderen schulischen Veranstaltungen durchgeführt, die die Zuschauer in Begeisterung versetzten. Traditionell gibt es an allen Feiertagen festliche Aufführungen für Kriegsveteranen.

Das einzige, was in der Schule 506 bisher keine Tradition hat, ist die kommerzielle Ausrichtung des Unterrichtsangebotes: Alle Arbeitsgemeinschaften sind bis jetzt kostenlos, was gegenwärtig eher eine Ausnahme als die Regel ist, denn wie jede andere Bildungseinrichtung braucht auch diese Schule finanzielle Mittel. Im Sommer wurde die Schule dank der Unterstützung durch den Abgeordneten der Gesetzesgebenden Versammlung, Sergej Nikeshin, verschönert. Das war ein prächtiges Geschenk für die Schüler und Lehrer zum Schuljahresbeginn am 1. September."

Es sei hinzugefügt, dass die neue Schulleiterin der Schule 506 *Julija Georgijevna Kazanceva* heißt. Wir wünschen ihr für ihre Arbeit an und mit dieser Schule alles Gute.

Uwe Wilms

Russisch am Christianeum heute
– eine sehr persönliche Betrachtung –

Das Fach Russisch gibt es alternativ zu Altgriechisch seit Ende der 60er Jahre, und ich bin fast von Anfang an mit dabei gewesen! Für Russisch und nicht für Spanisch zum Beispiel hatte man sich entschieden, weil man eine gleich schwierige Sprache aus einem ebenfalls anderen Kulturkreis neben das Griechische stellen und ein Ausweichen auf eine leichtere Sprache verhindern wollte.

Über viele Jahre hinweg wählten zwei Drittel der Schüler Russisch, und nur ein Drittel wählte Griechisch. Ich habe mich immer gefragt: Warum? War die lebende Fremdsprache attraktiver als das „tote" Altgriechisch? Setzten sich die vergleichsweise jungen Russischlehrer engagierter für ihr Fach ein als ihre zumeist älteren Kollegen der alten Sprachen? Galt Russisch angesichts der real existierenden Sowjetunion als „exotisch" und deshalb interessant? Fiel den Schülern das Erlernen des modernen Russisch leichter als die Beschäftigung mit der altgriechischen Sprache und dem klassischen Kulturerbe?

Natürlich ist Russisch nicht leicht, denn es hat wie das Deutsche viele unregelmäßige Formen. Die muss man lernen, um sie beim Sprechen anwenden zu können, und man muss sie deshalb auch immer wieder üben.

Und doch haben die Schüler in ihrer Mehrzahl Russisch gewählt, weil sie *glaubten,* Russisch sei leichter, und bekanntlich wählt der Durchschnittsschüler den Weg des geringsten Widerstandes: Man war in Englisch besser als in Latein, also traute man sich eher Russisch als Altgriechisch zu!

Man möge mich nicht missverstehen! Viele Schüler haben sich immer bewusst für Russisch oder Griechisch entschieden, aber die schwächeren Schüler haben doch eher Russisch gewählt. Um das zu überprüfen, habe ich mir immer mal wieder eine Griechischklasse in Deutsch gewünscht und das bestätigt gefunden: Die Griechischklassen waren damals deutlich leistungsstärker als die Russischklassen.

Nach dieser Erfahrung hatte ich auch keine Probleme, auf ausdrücklichen Wunsch der Schulleitung an einem Informationsabend die Schwierigkeiten des Russischen besonders hervorzuheben. Man befürchtete, dass noch weniger Schüler Altgriechisch wählen könnten, und wollte Ausgewogenheit. Ich habe das gerne getan.

Jetzt, nach Jahrzehnten, hat sich das Blatt gewendet. Immer weniger Schüler wählen Russisch, immer mehr Griechisch. Ich frage mich wieder: Warum? Ist die „tote" Fremdsprache attraktiver als die lebende? Setzen sich die jungen Griechischlehrer engagierter für ihr Fach ein als ihre älter gewordenen Russischkollegen? Gibt es angesichts der politischen Lage in Russland für Russisch jetzt ein Legitimationsproblem? Ist Griechisch leichter ?

Man muss die gleichen Fragen stellen! Wie immer man sie aber beantwortet, eines steht nach einer Umfrage im Juni 2003 fest: 49 Prozent der Griechischschüler wählten Griechisch, weil sie *glaubten,* dass Griechisch leichter sei als

Russisch, und das ist das entscheidende Kriterium für den Durchschnittsschüler!

Ist Altgriechisch wirklich leichter? Sicherlich nicht, denn es hat wie das Russische eine andere Schrift, es hat viele unregelmäßige Formen, es muss genau übersetzt werden usw. Allerdings: der Griechischunterricht hat sich gewandelt, ein Teil ist so genannter Kulturunterricht.

Und im Russischen? Nach wie vor steht der Sprachunterricht im Vordergrund. Man kann am Schüleraustausch teilnehmen und dabei feststellen, dass man mit seinen Sprachkenntnissen zurechtkommt. Man lernt über die Sprache eine andere Kultur kennen und wird, war man erst einmal mit in Sankt Petersburg, vom Land und seinen Menschen in der Regel nicht mehr losgelassen. Viele unserer Schüler nutzen ihre Kenntnisse auch noch nach dem Abitur.

Wie aber sollen wir Russischlehrer auf den gegenwärtigen, für das Russische misslichen Zustand an unserer Schule, auf den *Glauben* vieler Schüler und ihrer Eltern reagieren? Sollen wir z. B. nur noch zweisprachige Texte lesen oder die sicher viele Jugendliche faszinierenden russischen Klassiker auf Deutsch?

Die Fachkonferenz Russisch hat sich eindeutig gegen diesen Weg ausgesprochen. Im Mittelpunkt des Unterrichts sollen weiterhin die russische Sprache und mit zunehmendem Spracherwerb Kultur, Literatur, Politik und Geschichte Russlands stehen.

Wenn aber trotz unserer Anstrengungen und Erfolge Russisch nicht mehr gleichwertig neben Altgriechisch existieren kann, dann wird es für Russisch am Christianeum keine Zukunft geben.

Als engagierte und passionierte Russischlehrerin will ich mir das in meinem letzten Dienstjahr nicht vorstellen. Vor allem aber hoffe ich, dass nicht richtig ist, was ein Abiturient den Schülern einer achten Klasse des Christianeums zugerufen hat: „Wählt Griechisch, dann müsst ihr nicht viel tun und bekommt gute Noten!“

Anke John

„Russisch kommt“ – Informationstag am Christianeum

Eine Nachlese aus Schülersicht

Das Fach Russisch hat eine lange Geschichte am Christianeum. Nach Abschluß der achten Klasse steht der Schüler vor der Wahl: Griechisch oder Russisch.

Die letzten Jahre haben einen deutlichen Rückgang der Russischwähler belegt.

Doch woher kommt das?

Es gibt eine ganze Reihe von möglichen Ursachen. Die drei häufigsten sind vermutlich:

1. Die Faulheit eines jeden Schülers, der dem Gerücht „Griechisch ist eh viel leichter als Russisch" Glauben schenkt,

2. Eltern, denen eine gute, klassische Bildung am wichtigsten ist und die daher ihre Sprößlinge von dieser These zu überzeugen suchen.

3. Der eindeutige Grund: „Meine beste Freundin wählt auch Griechisch". An dieser einen Freundin hängen dann oft ganze Ketten von „Freunden" und „wichtigen" Mitschülern, mit denen es in eine Klasse zu kommen gilt.

Nun können wir uns in etwa ein Bild machen, warum immer weniger Schüler Russisch wählen, aber gibt es nicht auch gravierende Fakten, die für den Vorzug von Russisch gegenüber Griechisch sprechen?

1. Zum einen ist Russisch gar nicht so viel schwerer als Griechisch.

2. Die Sprache wird von einer hohen Anzahl der Weltbevölkerung gesprochen. Wir haben eine Partnerschule in St. Petersburg und dadurch auch regelmäßigen Schüleraustausch.

3. Der auf längere Sicht wohl wichtigste Faktor: Russisch ist im Kommen. Der russische Markt boomt. Wer Russisch kann, dem eröffnen sich ungeahnte Möglichkeiten. Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs gilt es, den Markt zu erobern!

Das Problem ist nur, daß aus Schülersicht die aktuellen Probleme eine weitaus größere Rolle spielen als die fernen Zukunftsperspektiven. Mal ehrlich, wem ist in der achten Klasse das allzu ferne Berufsleben denn wichtiger als das „Dazugehören"? Oder wem ist der Austausch in der Vorstufe bzw. im I. Semester näher als das akute Lernen bzw. Nicht-Lernen?

Meine Schlußfolgerung lautet folgendermaßen: Russisch ist überaus wichtig, gerade heutzutage, aber die Leute denken nicht weit genug und wenn sie nicht aufgerüttelt werden, ist dem Untergang des Russischen am Christianeum nicht mehr viel entgegenzusetzen.

Cristina Walterspiel, I. Semester

Russisch muß am Christianeum erhalten werden, allerdings nicht als dritte Fremdsprache. Daß Latein auf einem humanistischen Gymnasium gelehrt werden soll, ist verständlich. Ebenso sollte auch Altgriechisch zur Wahl stehen. Englisch, als wichtigste Sprache in unserer westlichen Gesellschaft, muß natürlich auch so früh und so viel wie möglich unterrichtet werden.

Allerdings ist es absehbar, daß Spanisch in der kommenden Zeit, aufgrund des hohen Wachstums der Spanisch sprechenden Bevölkerung, ebenso wie die asiatischen Sprachen eine größere Rolle spielen wird als Russisch.

Deswegen würde ich Spanisch als dritte Fremdsprache einsetzen, Russisch als wählbares Fach für die Vor- und Oberstufe. Dies würde bedeuten, daß mehr interessierte Schüler Russisch wählen würden, was wiederum die Unterrichtsqualität erhöhen würde.

Dies wäre eine Lösung für alle drei Seiten. Die Russischlehrer wären motivierter, weil die uninteressierten Schüler in den Kursen wegfallen, und die jungen Leute, die wirklich die Sprache erlernen wollen und sich für das Land und

seine Kultur interessieren, würden einen besseren Unterricht genießen. Daß der Lehrplan, so wie er jetzt besteht, nicht weitergeführt werden kann, ist selbstverständlich.

Im Moment stellt Russisch nur eine Alternative dar für alle die, die „keine Lust auf Griechisch haben". Allerdings ist Russisch nicht gerade einfach zu lernen, weshalb es nur für Schüler, die es wirklich wollen, zur Wahl stehen sollte.

Außerdem ist der Kalte Krieg längst vorüber, wo das Argument meiner Elterngeneration, daß die Sprache im Falle einer Invasion nützlich sein würde, noch wirkte. Aber das nur am Rande.

Justus Scheder, I. Semester

Das Russische hat es am Christianeum nicht gerade leicht! Es muß ein komplett neues Alphabet gelernt werden, und ob es sinnvoll ist, die Sprache zu lernen, sehen viele Eltern aufgrund der schwachen wirtschaftlichen Lage in Rußland als fragwürdig an.

Ich persönlich halte es jedoch aus mehreren Gründen für sehr sinnvoll, diese interessante und schöne Sprache zu erlernen.

So ist die russische Kultur eine völlig andere als die Westeuropas und Amerikas. Die Schüler werden durch verschiedene Faktoren mit dieser Kultur konfrontiert, was zu einer Erweiterung des Horizonts und einer Steigerung der Toleranz führt.

Ferner entwickelt sich nun Rußland nach dem Fall der Mauer mehr und mehr zu einem wichtigen Handelspartner der westlichen Mächte mit großem Potential, was sich in den letzten Jahren auch durch ein kräftiges Wachsen der Wirtschaft zeigte. Von daher wird es auch immer wichtiger für viele berufliche Zweige, der russischen Sprache mächtig zu sein, was also dem Schüler bei der späteren Suche nach einem Arbeitsplatz einen Vorteil verschafft.

Außerdem sollte allein schon die Tatsache, daß Rußland das größte Land der Erde ist, genug Ansporn sein, die Sprache in großem Stil in Europa und sogar in Amerika zu unterrichten.

Ich persönlich jedenfalls fühle mich nun nach drei Jahren Russischunterricht in vielerlei Hinsicht bereichert. So hatte ich in letzter Zeit über die Schule sehr viel Kontakt zu russischen Austauschschülern und habe sehr viel über deren Kultur und über die Einstellung der Russen zu Europa erfahren, was ich persönlich als eine große Bereicherung ansehe, da solche Dinge einem sowohl im Berufsleben wie auch im Alltag enorm weiterhelfen können.

Alles in allem möchte ich sagen, daß ich es sehr bedauernswert fände, würde der Russischunterricht am Christianeum abgeschafft werden. Ich persönlich bereue keine Sekunde, die ich mich mit der Sprache beschäftigt habe.

Jan Hermsen, I. Semester

Das Problem des Russischen am Christianeum besteht darin, daß immer weniger Schüler sich am Ende der achten Klasse entscheiden, Russisch zu nehmen. Von den wenigen, die es noch wählen, fehlt vielen die nötige Motivation, diese schwierige Sprache mit einer gewissen Kontinuität zu erlernen. Russisch wird in vielen Elternhäusern nicht der Wert zugeschrieben, den es verdiente. Andere Sprachen wie Spanisch, Altgriechisch und Französisch werden zunehmend bevorzugt. Zu Rußland und demnach auch zum Russischen haben die wenigsten einen Bezug. Wenige machen dort Urlaub oder beschäftigen sich allgemein mit der Kultur. Gerade deswegen wäre es wichtig, Russisch weiter und intensiver zu fördern, da es, wie auch jede andere Sprache, die interkulturellen Beziehungen fördert und zum allgemeine Kultur- und Völkerverständnis beiträgt.

Clemens Unruh, I. Semester

Was ich immer schon mal fragen wollte !

Was würden Sie sagen, wenn ...

... Ihr Lehrling sich jeden Morgen verspätet?

... jemand trotz Ihrer ausdrücklichen gegenteiligen Bitte „bauchfrei" zu Ihrer Feier kommt?

... Sie das Konto überziehen müssten, weil jemand eine Rechnung nicht termingerecht beglichen hat?

... nach einer gemeinsamen Reise weder Ihre Freunde noch deren Kinder sich von Ihnen verabschieden, sondern wortlos von dannen ziehen?

... Sie einen Brief Ihres Vorgesetzten, Ihrer Putzfrau, Ihres Arztes oder eines Bekannten bekommen und Sie würden nicht angeredet werden?

... Sie für Freunde mit viel Aufwand eine Fahrt organisieren und die nicht einmal ein „Vielen Dank" über die Lippen bringen?

... das Nachbarskind, das Sie lange betreut haben, Sie nicht mehr grüßt, weil es einen neuen Betreuer hat?

... Ihr Kind mit Mütze und einen Kaugummi kauend am Mittagstisch erscheint?

... Ihr Kind seine am Schreibtisch stehende Großmutter mit einer riesigen Wasserpistole von oben bis unten nass spritzt, weil es seiner Freude über eine bestandene Prüfung Ausdruck geben will?

Sie fänden das alles nicht der Rede wert? Schade!
Sie wären empört? Sie würden von Rücksichtslosigkeit, Unerzogenheit, Arroganz sprechen? Dann sind wir uns einig!

Warum ich dennoch gerne Lehrerin bin? Die positiven, schönen und beglückenden Verhaltensweisen überwiegen!

Anke John

Künstlernachweis und Dank

Photos Seite 13, 15 und 16 und Abiturientenphoto Seite 40/41: H. Fölsch; Seite 14: H. Dobrick; Seite 21 und 29: Ivo Petrlik; Seite 26, 47 unten, 51, 53, 54 und 56: privat; Seite 31: U. Schwarzrock-Frank; Seite 33: Justin Liesenfeld; Seite 47 oben: A. Bock; Seite 69: G. Hirt; Abb. Seite 8: Friederike Wendisch (9b) „Weintrauben"; Seite 60: Catja Claussen (9c) „Fische/Aquarium"; Seite 65 und 71: Wiebke Strenge (II. Sem.) „Party", „Prüfungstag"; Seite 67: Marlene Schwandt (II. Sem.) „Rachmaninov".

Allen, die mit Artikeln, Photos, Informationen und hilfreichen Hinweisen (besonders bei der plötzlich notwendigen Suche nach einer Druckerei) zum Gelingen dieses Heftes beigetragen haben, sagt die Redaktion ganz herzlichen Dank!

Viele Jahre hatte die Hans Christians Druckerei unser Christianeumsheft hergestellt. Aufgrund wirtschaftlicher Veränderungen wurde ein Wechsel notwendig. Die Ihnen vorliegende Ausgabe druckte uns der Betrieb Wartenberg & Söhne GmbH: der zuversichtliche Beginn einer hoffentlich langjährigen Zusammenarbeit!

Die Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern ein Frohes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr 2005!

Lesetip

„ ‚Krachen und Heulen und berstende Nacht, Dunkel und Flammen in rasender Jagd', zitierte Suse.

‚Stimmt', sagte Viktor, ‚die schöne Ballade über die ersten Seenotretter.' "

Nanu, was hat Otto Ernsts „Nis Randers" mit einem Krimi zu tun? Und überhaupt: Krimis sind es doch eigentlich auch nicht; denn es gibt keine richtigen Leichen. „Im Detektivroman muß es ganz einfach eine Leiche geben, und je toter sie ist, desto besser." (Van Dine, Krimiregel Nr. 7). Leichen an und für sich gibt's durchaus, aber im landläufigen Sinne krimimäßig sind sie nicht … Um feministische Romane mit echter Frauenpower, lila Latzhosen oder so handelt es sich irgendwie auch nicht. „Nu kümmst du", hätte Kuddl Schnööf jetzt gesagt.

Lüften wir also das Geheimnis. Es geht um die vier Romane von **Barbara Dobrick:** „Sommertheater", „Überraschung am Valentinstag", „Tanz in den Mai" sowie „Feuer und Flamme im Herbst" – Fischer TB 13894, 14619, 15039 und 15486. Die Autorin – aber dazu später noch!

Da die Romane von Stammpersonal und Handlungsstruktur her ähnlich sind, lassen sie sich vorteilhafterweise en bloc beleuchten. Protagonistin ist die erfolgreiche, clevere, sensible und nicht zuletzt auch deswegen stets gestreßte Rundfunkjournalistin Susanne. Sie pendelt zwischen ihrem großstädtischen,

Barbara Dobrick im „Otto-Ernst-Zimmer" des Christianeums

sprich Hamburger Arbeitsplatz und ihrem Dithmarscher Wochenendrefugium Krayenhude hin und her, einer Art Phantasieidyll (kombiniert aus Kempowskis Krayenhoop und Winter- oder Pahlhude?!?), das aber jede Menge Authentisches widerspiegelt (der Verfasser vermag das zu beurteilen). Als Single mit Rückfällen („Ein Bett ohne Mann kann sehr leer sein. Aber solange eine Katze darin schläft, ist es wirklich niemals zum Verzweifeln leer"), aber sonst eher emanzipatorischen Überzeugungen behagt ihr die Freundschaft und Nähe zu dem recht bodenständigen Dithmarscher Ehepaar Telse und Viktor, einer Grundschullehrerin und deren sympathisch-liederlichem Widerpart, der als Marktbeschicker alle Märkte zwischen Isestraße und Heide mit Curry und Koriander versorgt – was der Autorin wiederum erlaubt, vielfältiges Lokalkolorit einzustreuen. So z. B. von der todesmutigen historischen Telse, „die dem Dithmarscher Bauernheer bei der Schlacht von Hemmingstedt wie eine Jeanne d'Arc vorangezogen war", oder dem Phänomen, daß Konfirmationen auf der Dithmarscher Feierskala gleich hinter Hochzeiten rangieren und Kaffeezeit natürlich um drei Uhr ist – eisern. Die nicht unerhebliche Bekanntschaft und Verwandtschaft der Genannten, mit zeit- und unzeitgemäßen Problemen behaftet, wird vielfältig ins Spiel gebracht.

Je nach Kriminalfall – so was gibt's jetzt also auch – tauchen weitere Personen auf: feine Hamburger Gesellschaft von der Elbchaussee (Christianeums-Angehörigen werden da diverse Bekannte über den Weg laufen) mit weniger feinen oder illegitimen Sprößlingen, windige High-Society-Juristen mit

Senatsambitionen, Normalos aus Altona, alerte oder dämliche Funk- und TV-Journaille, Schriftsteller mit oder ohne Talent, unzufriedene Landbevölkerung oder zugereistes Malervolk, das Scheunenatmosphäre und ländliche Inspiration braucht, Schiffslotsen und Altölentsorger – Brunsbüttel und Nord-Ostsee-Kanal liegen schließlich vor der Haustür –, und Lehrer, die einem manchmal aus der Seele sprechen: „Einmal hab ich 'ne Siebte auf Klassenfahrt begleitet. Nie wieder!" Nicht zu vergessen die Katzen Dotta und Ei als Seelenkatalysatoren ihrer Besitzer, Vehikel für Reflexionen über Tierpsychologie und -haltung sowie zur Vervollständigung der rustikalen Umgebung.

Wie schon zu vermuten, passen die „Kriminalfälle" sich auf eher unspektakuläre Weise in den genannten Rahmen ein: Entführung, Ertrinken im Watt, Erpressung, Brandstiftung, Delikte, die der Journalistin Susanne mehr oder minder zufällig ins Haus fallen, die selbstverständlich recherchiert und einer Lösung zugeführt werden müssen, was der Verfasserin in überzeugend durchkonstruierter Weise gelingt. Dazu ist immer für genügend Spannung gesorgt, ohne daß man als Bettleser Alpträume bekommt wie bei Mankell oder Marklund. Überhaupt interessiert die Verfasserin weniger brutale Action als Motivanalyse. Sie versucht, psychische Hintergründe zu durchleuchten statt zu denunzieren, mögliche Täter- oder Opferrollen differenziert zu sehen, und scheint zunächst nicht erkennbaren, aber plausiblen Zufällen im Leben relativ große Bedeutung zuzuschreiben.

Insgesamt sind die Texte kurzweilig zu lesen; die Dialoge des letzten Bandes wirken nicht ganz so spritzig wie die der ersten drei. Humor, Scherz, Satire, Ironie und auch tiefere Bedeutung („Liebesfähigkeit ist wahrscheinlich nur die Idealisierung der ungesunden Bereitschaft, sich von anderen ausbeuten zu lassen ...") kommen nicht zu kurz. Der Wechsel der Erzählerperspektiven (Bände 1 und 3 mit Susanne als Ich-Erzählerin, sonst Telse) bringt Abwechslung, ohne die Wiedererkennungs-Heimeligkeit zu stören. Viel gesunder Menschenverstand ist am Werk (ja nicht zu verwechseln mit „gesundem Volksempfinden"). Kurzum: Liebhaber softer Krimis mit Affinität zu hamburgischem und dithmarsischem Ambiente werden auf ihre Kosten kommen; und man kann sich hervorragend von Kronauer und Jelinek erholen, ohne zu Lind oder Pilcher abzudriften ...

Auch über den Gebrauch des Plattdeutschen kann man etwas lernen: Den „tadellosen Zustand von Wegen, Rasen und Beeten beschreibt man in Dithmarschen mit dem Adjektiv ‚schier', ein Wort, das man in Hamburg hingegen zur Charakterisierung von Fleisch ohne Fett und Knochen oder von runden Kindergesichtern verwendet." Da hat die Autorin doch nicht etwa an „Appelschnut" gedacht?

Apropos: Bleibt noch die Eingangsfrage nach „Nis Randers" zu beantworten! Der Rezensent geht von einem kleinen Insiderjoke von Barbara Dobrick aus – ist sie doch die Urenkelin des Schöpfers der Ballade! (Ob auch die Schlußaussage über das „Schiere" damit zusammenhängt, vermochte der Rezensent nicht mehr zu überprüfen ...).

Gunter Hirt

Universum für Stöckelschuhe

Als eine Frau lesen lernte,
trat die Frauenfrage in die Welt.
Marie von Ebner-Eschenbach

Am 12. August 2004 berichtete die „Berliner Zeitung" über Schwierigkeiten der Verordneten des Bezirks Mitte in Berlin, Namen für Straßen und Plätze zu finden. Dem Vorsitzenden des Unterausschusses Straßenbenennung lagen mehrere hochrangige Schreiben vor seitens der Senatskanzlei, der Sozialsenatorin und von Museumsdirektoren mit der Forderung, den Namen von James Henry Simon (1851–1932), einem bedeutenden Mäzen der Berliner Museen, auf ein Straßenschild zu setzen. Simon hatte Pech, denn ein Beschluss der Bezirksverordneten vom Juni diesen Jahres legt fest, dass die Straßen so lange nach Frauen zu benennen sind, „bis ein Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern in der Benennung von Straßen und Plätzen im Bezirk erreicht" sei. Das bedeutete, so rechnete der Unterausschuss-Vorsitzende aus, etwa 500 neue Straßen in Mitte zu bauen, bevor wieder ein Mann als Namensgeber in Frage käme. Gleichwohl begann man verstärkt, nach bedeutenden „sozial und politisch engagierten Frauen, Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen" der Berliner Vergangenheit Ausschau zu halten. Ganz einfach scheint das nicht zu sein, die „Berliner Zeitung" nannte gerade sechs Namen, die unterdessen beschlossen werden konnten. Ein weiterer war bereits zwei Monate vorher abgesegnet worden: man hatte sich geeinigt auf Bona Peiser (1864 – 1929); sie war die erste Bibliothekarin Deutschlands gewesen.

***

Eine Liste berühmter Bibliothekare nennt fast nur Männer; bei Leibniz und Lessing wundern wir uns nicht, einem Immanuel Kant oder Jacob Grimm haben wir das ohnehin zugetraut, hingegen Giacomo Casanova oder Friedrich Engels vielleicht eher nicht, von Jorge Luis Borges wussten wir es, Mao tse Tung war uns allerdings neu. Die Liste nennt als einzigen Namen einer Frau den von Laura Bush, First Lady der Vereinigten Staaten.

***

Bona Peiser wird am 26. April 1864 in Berlin geboren als Tochter eines jüdischen Verlagsbuchhändlers. Als sie sich als sehr junge Frau entschließt, Bibliothekar zu werden, ist dieser Beruf noch eine reine Männerdomäne. Frauen beginnen ihre Chancen auf den noch nicht besetzten, weil neuen Terrains zu suchen. 1888 wird Berta Benz mit ihren beiden Söhnen in dem Motorwagen auf drei Rädern, den ihr Mann erfunden hat, hundert Kilometer weit knattern; bereits vor dem 1. Weltkrieg fahren Frauen in Autorennen mit und gewinnen. Chemikerinnen, Physikerinnen und Mathematikerinnen können, sobald es sie

gibt, forschen und lehren; die philologischen und philosophischen Fakultäten werden das erst eine Generation später zulassen. Für Bona Peiser gibt es in Deutschland keinen Ort für eine Ausbildung; sie erlernt ihr Metier in England. 1895 übernimmt sie die Leitung der ersten öffentlichen Lesehalle in Berlin, eingerichtet von der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur und fast zeitgleich auch die der Bücherei des Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte. Bona Peiser ist die erste Frau in Deutschland, die für diese Arbeit fest angestellt und bezahlt wird.

***

Jorge Luis Borges, der in den dreißiger Jahren, wie er es nennt, „Hauptgehilfe" war in einer Bibliothek in Buenos Aires, schreibt: „Der Mensch, der unvollkommene Bibliothekar, mag ein Werk des Zufalls oder böswilliger Demiurgen sein; das Universum, so elegant ausgestattet mit Regalen, rätselhaften Bänden, unerschöpflichen Treppen für den wandernden und Latrinen für den sesshaften Bibliothekar, kann nur das Werk eines Gottes sein."

Womöglich ist das göttliche Universum, Eleganz von Regalen hin oder her, von den Latrinen noch zu schweigen, ganz einfach nichts für eine Frau; Sie müssen ebensoviel stehen wie sitzen, beides ist nicht gut für die schlanken Fesseln und für die Figur. Wer jemals in den Regalen von unten nach oben die Bücherreihen verschieben musste, um Platz für neue zu schaffen, weiß, dass Höhenangst, zarte Arme und eine Vorliebe für Stöckelschuhe einen für diese Tätigkeit völlig ungeeignet machen. Der Aufenthalt in stets geschlossenen, in der Regel heute zudem künstlich klimatisierten Räumen, denen systematisch zum Schutz des Kulturguts auch noch die Feuchtigkeit entzogen werden muss, ist nicht gut für den Teint und für die Nase; Tagesnieser gehören zum Alltag und Tempo-Taschentücher sind ebenso unerlässlich wie teures französisches Make-up. Auf helle und farbenfrohe Kleidung müssen Sie verzichten; der Staub der Jahrhunderte ruiniert jede Blusenmanschette und widersetzt sich auch der chemischen Reinigung. Wasser ist das Schlimmste, was man Büchern antun kann, deshalb ist meist keins in der Nähe; Sie machen sich stets die Hände schmutzig und müssen dann damit herum laufen.

Überdies ist es unerlässlich, über eine gewisse, über den Rand Ihres Tellers hinaus gehende Bildung zu verfügen. Sie haben Büchern ihren Platz zuzuweisen, Sie müssen bereit sein, Inhaltsverzeichnisse auch der Ihnen entlegenst vorkommenden Publikationen zu lesen und diese so konzentriert durchzublättern, dass Sie für das Werk den Ort finden können, an dem der Benutzer Ihrer Bibliothek es zweifellos wiederfinden kann. Da Ihr Gedächtnis Ihnen (und damit auch dem Benutzer) nichts nützt – das soeben katalogisierte Buch haben Sie drei Bücher weiter bereits wieder vergessen –, benötigen Sie eine nicht unerhebliche Gabe zur Genialität, wenn Sie sich zwischen Quantenmechanik und Philosophie entscheiden müssen oder sich fragen, wer wann und wo jemals nach einer Ihrer Bibliothek mit freundlichem Gruß zum Geschenk gemachten Geschichte des Kaffees verlangen könnte. Spätestens wenn Sie das Buch nach

einigen Jahren noch nagelneu im Regal vorfinden, wissen Sie, dass Sie Ihre Genialität wohl besser in der Kombinatorik Ihrer Menüs in der Küche hätten ausleben sollen. Verwaltungsarbeit, Buchführung und amtliche Korrespondenz sind nach wie vor nicht geeignet, Ihre Weiblichkeit zu unterstreichen, erinnern sie doch stets an eine Existenz in Ärmelschonern. Wenn Sie nicht wollen, dass die Sammelleidenschaft, ohne die kein Bibliothekar auskommt, zur Verschandelung Ihres Zuhauses führt, werden Sie diese so tief in Ihrer Seele zu verbergen suchen, dass Sie alles wegschmeißen, auch das, was Ihnen nicht gehört oder gar die Steuerrückzahlung erheblich beeinträchtigt; Ihr Mann, wenn Sie eine Frau sind, mag das gar nicht. Mitdenken können müssen Sie auch, wenn sich ein Besucher Ihrer Bibliothek am Telefon ankündigt und sein Begehr vorträgt, nicht selten wenig präzise als Ausdruck einer Hoffnung; und wenn Sie hernach feststellen, dass Sie alles wieder überhaupt nicht verstanden haben, sind Nerven, Contenance und Stil erforderlich, um den Ruf Ihrer Bibliothek nicht nachhaltig zu schädigen. Letzteres ist womöglich das einzige, was Sie, wenn Sie eine Frau sind, den Herren des göttlichen Universum voraus haben könnten. Aber lohnt sich das?

***

Bona Peiser hatte bereits 1890 Frauen, die bibliothekarisch tätig waren oder diese Tätigkeit anstrebten, in einem „Berliner Frauenclub" versammelt. Tatsächlich hatte eine gar nicht geringe Zahl höherer Töchter zunehmend Interesse an diesem Beruf, so wie auch der Lehrberuf ins Visier der Frauen geraten war, als neben den klassischen Gymnasien „Lyzeum" genannte Anstalten etabliert worden waren, die auch den Mädchen der bürgerlichen Stände eine höhere Schulbildung gewähren sollten. Nicht von ungefähr sind Bona Peisers Bibliotheken von Verbänden, die sich der Entwicklung moderner Zeiten verpflichtet fühlten, initiierte Orte; undenkbar, dass Frau Peiser z. B. die Bibliothek eines altehrwürdigen Gymnasiums oder gar einer Fakultät als Leiterin hätte übernehmen können. Folgerichtig widmete sie sich nicht nur der Entwicklung der Berliner Lesehallen – sie betrieb z. B. ab 1913 den Aufbau einer Kinderbücherei –, sondern auch den Bestrebungen zur Gleichstellung der Frau im Beruf. Ab 1920 ist sie im Vorstand des „Reichsverbandes Deutscher Bibliotheksbeamten und -Angestellten". 1901 hatte sie geschrieben: „An äußeren Ehren und Gewinn ist der Beruf des Bibliothekars nicht überreich, dagegen bietet er denen, die sich ihm mit Liebe hingeben, eine befriedigende und beglückende Thätigkeit im Dienste der Ausbreitung des edelsten Besitzes der Menschheit, ihrer geistigen Schätze."

***

Eine international bekannte Unternehmensberatungsfirma sucht „Diplom-Bibliothekar/in – Information Specialist. Sie sind kommunikativ, serviceorientiert, teamfähig und belastbar …".

Bibliothekare seien heute, so ist zu lesen, „Schatzsucher im Informationsdschungel" oder „Lotsen durch die digitale Medienwelt", „Navigatoren auf der Datenautobahn"; Schatzsucher, Lotsen und Navigatoren waren die Helden in einer Zeit, als die Welt noch einen Horizont hatte, in deren zentralem Fluchtpunkt man sich im Universum den Sitz Gottes dachte.

Moritz Bleibtreu macht zur Zeit in dem Film „Agnes und seine Brüder" als „sexsüchtiger Bibliothekar" Furore; in dem kürzlich erschienenen Roman „Der Bibliothekar" von Judith Kuckart riecht der Held schon „aus dem Mund nach Büchern" und fällt einer Obsession anheim, die Striptease tanzt und halb so alt ist wie er.

***

Bona Peiser stirbt am 17. März 1929, knapp 65jährig, infolge eines Herzanfalls. Sie wird beigesetzt auf dem Friedhof der jüdischen Gemeinde in Berlin Weißensee. 1995 wird eine Gedenktafel an „ihrer" Bibliothek in der Rungestraße in Berlin eingeweiht mit der Inschrift „... die in der Bibliothek vorhandenen geistigen Güter / zu lebendiger Weisheit zu bringen." Eine Stadtteilbibliothek in der Oranienstraße in Berlin-Kreuzberg trägt unterdessen ihren Namen. Dagmar Jank, Professorin für Bibliothekswissenschaft in Potsdam, berichtet, dass sie 1987 in einer Ausstellung über „Berliner Bibliotheken einst und jetzt" ein Foto von Bona Peiser habe zeigen wollen; bis heute sei ihre Suche vergeblich gewesen.

Felicitas Noeske

Frau Noeske leitet seit dem 1. August 2004 die Lehrerbibliothek des Christianeums; sie ist seit der Gründung der Schule 1738 die erste Frau in diesem Amt.

Programmvorschau
Literarisches Café im Christianeum
Januar – Juni 2005

Donnerstag, der 13. Januar 2005, 20.00 Uhr **John Donne und e. e. cummings**
vorgestellt von
Reinhard Schröder

Die beiden Dichter haben völlig unterschiedliche Themen: Der Prediger John Donne (1573–1631) verblüffte in London mit seinem neuen „metaphysischen" Stil; e. e. cummings (d.i. Edward Estlin Cummings, 1894–1962) reizte seine amerikanischen Leser mit Spott und Satire. Für beide aber gilt: Sie experimentieren kühn, brillant und poetisch mit der Sprache.

Mitwirkende: Schülerinnen und Schüler der Studienstufe.

Donnerstag, der 20. Januar, 20.00 Uhr

Attilâ İlhan
vorgestellt von
Süreyya Turhan-von Leffern

„Willst du den Leuchtturm stehlen, tu es!
Willst du mit dem Streichholz leuchten, tu es!"
Attilâ İlhan

Der 1925 in der Nähe von Izmir geborene Dichter Attilâ İlhan schrieb schon als Gymnasiast Gedichte. Neben vielen Gedichtsbänden verfasste er mehrere Romane, Kurzgeschichten und Essays. Zurzeit meldet sich der 79 Jährige in der türkischen Presse fast täglich zu Wort und setzt sich mit der Frage der türkischen Identität auseinander. Insbesondere in seiner Lyrik hat Attilâ İlhan einen sehr eigenen Stil geprägt und diesen trotz heftiger Kritik bewahrt. Inzwischen genießt er in der türkischen Literaturwelt ein sehr hohes Ansehen.

An diesem Abend wird eine Auswahl seiner Gedichte aus unterschiedlichen Epochen vorgestellt.

Schülerinnen und Schüler des LK Deutsch III. Semester tragen die Gedichte vor.

Musikalische Begleitung: ***Orhan Şimşek (Saz).***

Donnerstag, der 27. Januar, 20.00 Uhr

Jüdisches Schicksal in Blankenese

Am Gedenktag für die Opfer des Holocaust stellt der Verein zur Erforschung der Geschichte der Juden in Blankenese Schwerpunkte aus seiner bisherigen Arbeit vor. Schüler und Lehrer des Christianeums werden diesen Abend mitgestalten.

Verantwortlich: ***Martin Schmidt, Ulrike Schwarzrock.***

Donnerstag, der 10. Februar, 20.00 Uhr

Heinrich Thies: „Wenn Hitler tot ist, tanzen wir. Das Leben der Hilde Heart"
Lesung und Gespräch mit dem Autor

Im Oktober 1941 findet auf einem Bauernhof in der Lüneburger Heide eine feuchtfröhliche Geburtstagsfeier statt. Für zwei der Gäste hat sie schlimme Folgen. Der polnische Zwangsarbeiter Eugeniusz Lesniewski fordert die neunzehnjährige Landarbeiterin Hilde Meyerhoff zum Foxtrott auf, sie weist ihn zurück. „Wenn Hitler tot ist, können wir tanzen", tröstet sie ihn, ein Satz, der ihr und Eugen zum Verhängnis wird. Hilde kommt für drei Jahre in ein Konzentrationslager, Eugen wird gehenkt. Das ist der Beginn einer Odyssee, die Hilde über Ravensbrück zunächst wieder in ihr Heimatdorf führt. Ihr Leben wird von den Kriegsjahren bis in die Gegenwart erzählt.

Heinrich Thies, geboren 1953 als Bauernsohn in Hademstorf, Niedersachsen, studierte Germanistik, Politik, Philosophie und Journalistik. 1989 wurde

er Redakteur, 1995 Reporter bei der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung". Das Buch ist 2004 im Verlag Hoffmann und Campe erschienen.

Donnerstag, der 17. Februar, 20.00 Uhr

Olga Kitowa:
Zur Lage der Medien in Russland

Die russische Journalistin Olga Kitowa ist Trägerin des „Preises der Pressefreiheit" der Deutschen Journalisten Union für 2003. Erst im Sommer 2004 erhielt sie ihren Pass zurück, der während einer zweieinhalbjährigen Bewährungsstrafe eingezogen worden war, und kann seitdem ihr Stipendium bei der „Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte" wahrnehmen. Olga Kitowa war nach Berichten über Korruption und Amtsmissbrauch von der Miliz zusammengeschlagen und verurteilt worden, weil sie Polizisten verprügelt habe. „Ich möchte von hier aus für meine Zeitung schreiben", sagte sie nach ihrer Ankunft in Hamburg. Außerdem will sie ihre Rehabilitation und die Zahlung von Schmerzensgeld erreichen.

Donnerstag, der 24. Februar, 20.00 Uhr

Antal Szerb:
„Reise im Mondlicht"
Vorgelesen von
Heikko Deutschmann

Antal Szerb (1901–1945), einer der großen ungarischen Autoren der 20er und 30er Jahre des letzten Jahrhunderts, erzählt in diesem Roman die Geschichte einer jungen Ehe. Mit feiner Ironie beleuchtet er den Weg des frisch vermählten ungleichen Paares Erzsi und Mihály. Die Stationen sind Italien und Paris.

Der Roman, 2003 von Christine Viragh aus dem Ungarischen übersetzt, erschien im Deutschen Taschenbuch Verlag mit einem Nachwort von Peter Esterházy.

Heikko Deutschmann, der bei HörbucHamburg eine gekürzte Fassung des hochgelobten Romans eingespielt hat, ist 1962 geboren, absolvierte 1981 – 1984 ein Schauspielstudium an der Hochschule der Künste in Berlin und spielt seitdem u.a. am Thalia-Theater Hamburg.

Donnerstag, der 10. März, 18.00 Uhr

Hilke Rosenboom:
„Der Sommer der dunklen Schatten"
Lesung und Gespräch mit der Autorin

Ein unheimliches Schloss, umgeben von dunklen Wäldern, in denen es von Fledermäusen wimmelt – das ist so gar nicht nach Robert Hopps Geschmack. Doch genau an diesem Ort soll er den Sommer verbringen. Einen verhängnisvollen Sommer, denn seine Eltern lassen ihn allein und er gerät geradewegs in ein haarsträubendes Abenteuer. Dabei stößt Robert auf ein Geheimnis, das vor fast zwei Jahrhunderten schon einmal jemand in Atem gehalten hat – den da-

mals noch jungen Märchenerzähler Ludwig Bechstein. Gemeinsam mit dem Mädchen Jo kommt Robert den Fledermäusen zu Hilfe und dem Rätsel der betörenden blauen Blumen auf die Spur. Wenn es nur nicht schon zu spät ist ...

Hilke Rosenboom wurde 1957 auf Juist geboren. Sie studierte in Kiel Linguistik und besuchte die Journalistenschule in Hamburg. 15 Jahre lang arbeitete sie als Journalistin beim „Stern". Seit 1995 veröffentlichte sie als freie Publizistin viele Romane für Erwachsene und Kurzgeschichten für Kinder. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Hamburg und Ostfriesland.

Die Veranstaltung ist geeignet für Schülerinnen und Schüler ab Klasse 5.

Donnerstag, der 07. April, 20.00 Uhr **St. Petersburg aus der Sicht von Literaten**

Im ersten Teil des Abends wird ein Film gezeigt, in dem Heinrich Böll die russische Stadt aus der Sicht Dostojewskijs darstellt. Der Film kann dank der freundlichen Erlaubnis der Deutschen Dostojewskij-Gesellschaft vorgeführt werden.

Im zweiten Teil tragen Schüler aus dem Russischunterricht unserer Schule Texte verschiedener Schriftsteller über diese wunderschöne Stadt an der Newa vor. Dazu werden Dias gezeigt.

Verantwortliche Russischlehrer: *Anke John, Uwe Wilms*

Donnerstag, der 21. April, 20.00 Uhr **Schiller und Goethe in Weimar**
Ein Projekt des LK Deutsch zum 200. Todestag von Fr. Schiller
mit **Cornelia Siepmann**

Schiller starb am 09. Mai 1804 in seinem Haus in Weimar, erst 46 Jahre alt. In seinen letzten Jahren kämpfte er gegen seine Krankheit, in ruheloser Arbeit entstanden seine Dramen „Maria Stuart" (1800), „Die Braut von Messina" (1803) und 1804 der große Publikumserfolg „Wilhelm Tell".

Wir werden dem Arbeitsbündnis Goethe – Schiller nachgehen und unsere Collage mit unseren eigenen Lektüre-Erfahrungen und Eindrücken von einer Fahrt nach Weimar im November 2004 anreichern.

Cornelia Siepmann wird Teile aus „Maria Stuart" vortragen und die Aktualität dieses Dramas zweier Frauen verdeutlichen.

Verantwortlich: *Ulrike Schwarzrock*

Donnerstag, der 28. April, 20.00 Uhr **Musical-Projekt der LitCaf Stage AG**

Den Kern dieses von Schülerinnen der Klassen 7b, 7c und 7e verfassten Musicals bilden Oldies und bekannte Musical-Lieder. Das Publikum wird erstaunt sein, wieviel die neue Handlung und die eigene Lieder-Collage mit den Gefühlen und dem Leben von Schülerinnen heute zu tun hat!

Leitung: *Ming Chai*

Donnerstag, der 26. Mai, 19.30 Uhr

James Joyce, Ulysses
Eine Lesung von **Torsten Voss**

Am 16. Juni 1904 war „Bloomsday". An diesem Tag spielt Ulysses von James Joyce, eines der berühmtesten Prosawerke des 20. Jahrhunderts. Gezeigt wird ein Tag im Leben des Leopold Bloom, 38, Annoncenakquisiteur in Dublin, verheiratet, ein Kind. Ein ganz normaler Donnerstag. Von morgens um acht bis nachts um drei. Ein ganz normaler Mann. Was er macht, was er denkt, was er fühlt. Also ein Held? Ein Odysseus? Eine Irrfahrt? Wir werden sehen.

Ulysses ist nicht nur berühmt, es ist auch unbekannt. Nur wenige haben es wirklich gelesen, weil es als schwierig gilt. Spätestens seit Juni 2004 – 100 Jahre Bloomsday! – kann das nun anders werden. Seitdem gibt es eine wirklich wunderbar praktische und hervorragend kommentierte deutsche Ausgabe in der Übersetzung von Hans Wollschläger. Torsten Voss hat das Buch also noch mal gelesen und wird Ihnen zeigen: Es ist nicht so schwierig. Und vor allem: Es kann sehr komisch sein.

Donnerstag, der 02. Juni, 20.00 Uhr

Tapas culturales – spanische Häppchen zu Land, Leuten und Literatur

Vorgestellt von den Spanisch-Grundkursen des II. und IV. Semesters.
Verantwortlich: *Iris Lindner* und *Christian Schiweck*

Donnerstag, der 16. Juni, 19.00 Uhr

Das Nibelungen-Projekt der Klasse 7f

Ein modernes Buch, um 1200 geschrieben von einem anonymen Verfasser, ganz aus dem Lebensgefühl des Mittelalters, in vielen Übersetzungen transportiert in die Jetztzeit, in einer modernen Fassung auf die Bühne gebracht von Moritz Rinke, mit all seinen menschlichen Abgründen, aber auch Verletzlichkeiten hochaktuell, hat uns dazu angeregt, mit diversen Spielszenen die Zeit des Mittelalters mit unserer Zeit zu verbinden.
Verantwortlich: *Stefan Prigge, Günther Schäfer*

Donnerstag, der 23. Juni

Poesie-Fest für die Klassen 5 und 6

Zum vierten Mal wollen wir das Schuljahr poetisch und klangvoll beenden. Morgens werden die Schülerinnen und Schüler der Beobachtungsstufe den letzten Schliff an ihre selbstgemachten, aus dem Unterricht hervorgegangenen Kreationen legen. Diese werden dann dem Publikum auf der Freilichtbühne vorgeführt. In diesem Jahr wird es wieder ein Picknick für alle Beteiligten geben.
Koordination: *Ulrike Schwarzrock*

Das aktuelle Programm des Literarischen Cafés ist auch auf der Website des Christianeums abrufbar: http://www.hh.schule.de/christianeum. Über und zu Veranstaltungen, die schon stattgefunden haben, gibt es außerdem Erlebnisberichte, Kritiken und kurze Eindrücke.

Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.

Einladung zur Mitgliederversammlung

am Dienstag, dem 23. Februar 2005, um 19.00 Uhr im Lehrerzimmer des Christianeums.

Tagesordnung:

I. Einblick ins Schulleben (19.00 Uhr)
II. Regularien (gegen 20.00 Uhr)

1. Eröffnung und Feststellung der Beschlussfähigkeit
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Schatzmeisters
4. Bericht der Rechnungsprüfer
5. Entlastung des Schatzmeisters
6. Entlastung des Vorstandes
7. Wahlen zum Vorstand
8. Wahl der Rechnungsprüfer
9. Verschiedenes

Anträge zur Erweiterung der Tagesordnung müssen dem Vorsitzenden oder dem Schatzmeister bis zum 9. Februar 2005 zugehen.

Carl J. Vielhaben,
Vorsitzender

Vereinigung ehemaliger Christianeer

Weihnachtsversammlung

Die traditionelle Zusammenkunft der ehemaligen Schüler und Lehrer des Christianeums und der jetzigen Mitglieder des Lehrerkollegiums findet „zwischen den Festen" statt am

Mittwoch, dem 29. Dezember 2004, ab 19.30 Uhr
in der Bierstube/Skipper's des Hotels Intercontinental,
Fontenay 10, 20345 Hamburg.

Alle Ehemaligen und Lehrer sind herzlich willkommen. Wir bitten die Ehemaligen, einander zu benachrichtigen und sich zu verabreden.

Auf Wiedersehen am 29. Dezember!

Friedrich Sager,
Vorsitzender